

Dezember 12/2018

Aus dem Inhalt

Christiane Bongartz
Over the rainbow 353

Werner Kallen
Von der Stille 355

Dank und Willkommen 361

Alfons Gierse
Die eigene Bestimmung finden 362

Georg Lauscher
Neue Wege erscheitern 368

Stephan Winter
An den Grenzen des Daseins ... 374

Leserbrief 379

Rezensionen

Martin Patzek: Dich, Gott, loben Raum und Zeit

Liborius Olaf Lumma: Die Komplet

Marion Behrendt-Höhne u.a.: Spirituelle Begleitung

Christian Lehnert: Der Gott in einer Nuß

Stephan Wahle: Die stillste Nacht 380

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Christiane Bongartz, Bischöfliche Akademie des Bistums Aachen, Leonhardstraße 18-20, 52064 Aachen | Kaplan Dr. Werner Kallen, Ursulinerstraße 1, 52062 Aachen | Alfons Gierse, Lachsweg 13, 49661 Cloppenburg | Spiritual Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstraße 10, 52064 Aachen | Prof. Dr. Stephan Winter, Bistum Osnabrück, Große Domsfreiheit 7, 49074 Osnabrück

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Christiane Bongartz

Over the rainbow

Ich kannte ihn gar nicht persönlich, den unerwartet Verstorbenen. Aber ich hatte über Jahre gelesen, was seine Partnerin über ihn in ihrem Blog schrieb. Und mitunter gehört, was er an Musikvideos empfahl, überraschend oft, originell, stimmig.

Vor wenigen Wochen beschrieb sie in knappen Worten dann, wie sie an seinem Sterbebett gesungen hat.

Beschäftigt man sich mit dem Tod, und zwar nicht nur theoretisch oder theologisch, sondern direkt und existentiell und meistens, weil man muss, dann ist man an einem äußerst schmerzlichen Punkt angelangt. Der tut weh. Wie geht man damit um? Welche Vorstellungen prägen mich und andere, wenn es um das Ende geht. Damit meine ich gar nicht unbedingt die Frage nach dem Danach, sondern durchaus das Davor: Wie durchlebe ich diese Zeit, wenn jemand Nahes, Fremdes oder auch ich selbst dem Sterben sichtbar und fühlbar mich nähert? Wie gestalte ich das? Worüber spreche ich, wenn es dem Ende entgegen geht? Welche Kultur prägt hier unsere Vorstellungen, unsere Phantasie, unser Handeln? Und von welchen inneren Bildern wollen wir uns verabschieden – übrigens eine der vielen drängenden Fragen für die christlichen Kirchen, deren Fegefeuer-Bilder nach wie vor wirksam sind und vielen Menschen in ihrer letzten Lebensphase schreckliche Ängste bescheren.

Wie anders klingt dagegen dieser Satz: „Du zählst, weil du bist.“ Wer zu einer menschenfreundlichen Grundhaltung gegenüber dem Sterben beigetragen hat und weiterhin dafür kämpft, ist die Hospizbewegung.

Es beginnt wie ein Märchen: Es war einmal ein junger Mann in London, David Tasma, der an Krebs erkrankt war und wusste, dass er bald sterben würde. Er besaß nur 500 Pfund, und die gab er seiner Pflegerin, Cicely Saunders, mit dem Auftrag, damit ein Haus zu eröffnen, in dem Menschen würdig sterben können. „Ich werde ein Fenster sein in deinem Heim“, soll er dazu gesagt haben.

Neunzehn Jahre später, 1967, eröffnete sie das erste stationäre Hospiz, St. Christophorus, in London. Nur wenige Jahre danach verbreitete sich von Amerika aus, durch die Psychiaterin Elisabeth Kübler-Ross, der Hospizgedanke auch in ambulanter Form.

Seitdem spielt die Hospizbewegung im Wandel der Sterbekultur der westlichen Welt mit, und das mit nicht geringer Wirkung.

Sie gab und gibt dem Sterben ein Zuhause.

Sie vertritt die Belange schwerstkranker und sterbender Menschen in der Gesellschaft.

Sie zeigt: Der Tod ist etwas, was wir alle gemeinsam haben. Daraus zieht sie den Schluss: Diese Gemeinsamkeit kann tröstlich sein, und so machen wir sie erlebbar. Im Hospiz. Wo wir füreinander da sind und mitgehen, soweit wie möglich und erwünscht.

In einer Gesellschaft, in der Autonomie ein wichtiger Wert ist, bestreitet sie den Wertverfall von Menschen, die nicht mehr autonom leben können.

Sie steht dabei nach wie vor vor vielen Herausforderungen.

Angesichts der Tatsache, dass in Deutschland nur 2 % der Menschen in Hospizen sterben können, weil es nicht genügend Sterbehäuser gibt. Angesichts von desaströsen Zuständen in vielen Pflegeheimen, die oft vor allem auf aktivierende und rehabilitierende Pflege angelegt sind. Angesichts zunehmender Kontrollierbarkeit des Sterbeprozesses und der Verlängerung dieser Phase. Angesichts der Tatsache, dass das Sterben immer mehr vom Tun oder Unterlassen eines anderen abhängig wird. Angesichts des Faktums, dass die meisten Menschen in Deutschland in Krankenhäusern sterben, bei denen der Tod nicht in die Logik der Institution passt.

Der Deutsche Hospiz- und Palliativ-Verband e.V. vertritt bundesweit etwa 1200 Hospiz- und Palliativ-Dienste, in denen sich ca. 120.000 Menschen engagieren. Das erste Hospiz auf deutschem Boden wurde gegen viele Widerstände, auch aus kirchlichen Kreisen, in Aachen gegründet: Haus Hörn.

Interessanterweise erfüllt heute die Beschäftigung mit dem Tod für viele Engagierte eine spirituelle Funktion. Sie führt zu einer eigenen persönlichen Spiritualität. Früher war es andersherum: Früher brauchten wir die Religion, um mit dem Tod klarzukommen, vor dem man Angst hatte. Heute setzen sich viele diesem Fakt unseres Lebens bewusst aus, um zu einem Lebenssinn zu finden.

Und hier kommen wir wieder zur Musik: Sie ist für viele tröstlich und kann ein Zugang zu einem „inneren Hospiz“ sein, in dem es Verbundenheit und Freude gibt, und vielleicht ein bisschen Sinn.

Der Künstler Stefan Weiller spricht seit vielen Jahren mit Menschen, deren Tod kurz bevorsteht. Er fragt sie nach der Musik ihres Lebens. Die Geschichten haben eine besondere Leichtigkeit, verbunden mit knallharter Realität.

Daraus möchte ich zum Schluss zitieren:

„Und es lässt sich einfach nicht gut über den Tod reden. Alles Plattitüden und billige Phrasen. Wir reden hier von Fernsehserien, Nachrichten, Essen, Musik und von früher. Und wissen Sie was: Ich bin froh darüber. Was soll man über den Tod sagen? Dass er ein Fehler ist? Wissen doch schon alle.(...) Wenn wir also lächeln, lacht vielleicht bald die ganze Welt. In diesem Sinne: Ist das nicht ein wunderschöner Tag? Und es ist sogar noch Kuchen da“ (aus Stefan Weiller, Letzte Lieder, 35-36).

Zum Weiterlesen –hören:

Stefan Weiller, Letzte Lieder. Sterbende erzählen von der Musik ihres Lebens. 2017.

Liebe Leserinnen und Leser,

er hat uns mit seinen Gedichten durch dieses Jahr begleitet: der Aachener Priester und Autor **Kpl. Werner Kallen**. Nun kommt er mit einem Artikel zu Wort, dessen Thema bei einem Theologen, der als Poet auch in das Nicht-Gesagte hineinhört, nicht wirklich überrascht: die Stille. Von ihr sagt schon der israelische Klarinetist und Klezmer-Musiker Giora Feidman, sie sei „ein heiliger Klang.“

Im Rahmen der allgegenwärtigen innerkirchlichen Diskussion um neu zu (er)findende Pastoral-konzepte setzt **Alfons Gierse**, in der Ehe-, Familien- und Lebensberatung in Oldenburg als Psychologe arbeitend und zugleich Geschäftsführer des Familienbundes der Katholiken in Niedersachsen, auf Beziehung als „achtsames Durchleben der eigenen Wirklichkeit“. Der „beziehungsökologische“ Ansatz von Jürg Willi ist ihm dabei eine Inspirationsquelle, die „haltende Konfrontation“ eine geistliche Methode.

Wo die Alltagserfahrung des Scheiterns verdrängt wird, um die Erfolgsfassade vor sich und den anderen zu sichern, wird es eng – für einen selbst und die anderen. Gott aber will uns „in die Weite führen“ (Ps 18,20). Dies setzt ein Leben mit angenommenen Scheitern voraus. Genau dazu ermutigt der Aachener **Spiritual Georg Lauscher**.

Mag mancher Kirchenbesuch auch immer mehr leere als gefüllte Bänke aufweisen – bei Gottesdiensten im Anschluss an Großschadensereignisse wie Amokläufe oder Unfallkatastrophen bleibt die Kirche ein Ort des gesuchten Zustroms. Dabei müssen sich die Gottesdienste immer bewegen auf dem Grat zwischen der Verkündigung ihres ureigensten Proprium und der Tatsache, Menschen anzuziehen, die ganz Anderes oder gar nicht glauben, einfach nur trauern oder nach einem letzten tragenden Grund suchen, da ihnen gerade der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Dem damit aufgerissenen Fragekomplex geht **Prof. Dr. Stephan Winter** nach, Liturgiereferent im Bistum Osnabrück und Professor für Liturgiewissenschaft an der PTH Münster.

Ein Dezemberheft ohne explizite Weihnachtsthemen. Dafür finden Sie im Rezensionsteil eine Geschenkpfehlung und die Besprechung eines „Weihnachts-Buches“. Und ganz am Schluss steht, nunmehr schon traditionell in der Jahresendausgabe, **mein eigenes Weihnachtsgedicht**, mit dem ich Ihnen von Herzen ein gesegnetes Feiern der Geburt unseres HERRN wünsche. Und kommen Sie unter Gottes Geleit gut ins neue Jahr, wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Von der Stille

Ein Zwischenruf zur Feier der Liturgie

„Komm wieder zur Ruhe, meine Seele.“

Was sich liest wie ein Stoßseufzer aus der gegenwärtigen Erfahrung allseitiger Beanspruchung, ständiger Erreichbarkeit und pausenloser Außenreize, ist ein Aufruf des Psalmbeters (Ps 116,7) an sich selbst.

Komm zur Ruhe, meine Seele. Komm zur Ruhe, mein Herz.

Auch du selbst, komm einmal zur Ruhe. Aber wie? Und wo ließe sich eine Zuflucht finden, heute, zumindest für einen Augenblick?

Unterschiedliche Möglichkeiten bieten sich an.

Die hier angestellten Erwägungen brechen eine Lanze für die Stille, vor allem im Zusammenhang mit den Feiern des Glaubens, der Liturgie.

Denn gerade hier eröffnet sich ein Raum für das Zutrauen: „An dir, DU, berge ich mich.“¹

Viele Indizien jedoch zeigen an, dass die Stille nicht nur in einem ganz allgemeinen Sinn gefährdet, sondern gerade auch an *diesem* Ort einer möglichen Zuflucht beinahe vom Aussterben bedroht ist.

Wenngleich in den folgenden Überlegungen immer wieder konkret von der Feier der Eucharistie die Rede ist, so sind damit in jeweiliger Anpassung doch *alle* Formen liturgischen Feierns und Betens im Blick (Wort-Gottes-Feiern, eigene Andachtsformen, Stundengebet, neue liturgische Formen usw.).

Es geht vor allem darum, der Stille bzw. dem Schweigen² überhaupt wieder einen selbstverständlichen Platz im Kontext der Liturgie einzuräumen.

Die Übermacht des Wortes

Neben den Gottesdiensten im Ablauf des Kirchenjahres gibt es darüber hinaus immer wieder Anlässe, bei denen zu überlegen

ist, wie sie auch mit einem Gottesdienst verbunden werden können. Die Vorbereitungen dazu sind oft sehr ähnlich: Häufig wird zuerst ein Thema gewählt, dem dann die Auswahl weiterer Texte folgt: passende biblische Lesungen, Lieder, Fürbitten, Meditationen; gegebenenfalls eine eigene Einführung in den Gottesdienst. Ein roter Faden soll erkennbar werden; es soll verständlich sein. Auch eine konkrete Alltagsbotschaft soll für die Gottesdienstgemeinschaft greifbar werden.

Entsprechende Gottesdienstvorlagen betreffen nicht nur beispielsweise die Erstkommunionfeier, den Misereor-Sonntag, Familiengottesdienste usw., sondern sind im Grunde für jeden Gottesdienst zu erhalten. Im Blick haben sie zumeist: Themen, Texte, Worte.

Wenn der Gottesdienst, speziell die Feier der Eucharistie, in solch überbordender Weise vom Wort her bestimmt ist, dann wird leicht zweierlei aufs Spiel gesetzt:

An erster Stelle droht der Sinn dafür verlorenzugehen, dass die tiefere Bedeutung gerade der Liturgie nicht die Präsentation eines Themas ist, sondern die Eröffnung eines Raumes für die Begegnung mit einem DU, mit dem göttlichen „DU“.

Ferner ist so auch die *nonverbale* Dimension in der Liturgie gefährdet. Liturgie ist nicht allein ein Wortgehäuse; sie kennt Rituale, Zeichen, Haltungen und dann eben auch Formen der Stille, die jeweils ohne Worte aus sich heraus sprechen.

Wo beides nach und nach vergessen wird, landet man schließlich – zugespitzt formuliert – bei einer Themenfeier, die vom Verlangen nach Abwechslung oder einem besonderen Clou bestimmt wird. Auf diese Weise wird die im Glauben gegebene, vorrangige Gegenwart Gottes nach und nach ersetzt. Die Einseitigkeit einer Wort- und Textorientierung verhindert so schließlich das Verständnis dafür, wie essentiell auch *andere* Dimensionen zur Feier der Liturgie gehören.

Ähnlich verhält es sich, wenn an die Stelle der Themenorientierung das gezielte Arrangement eines besonderen Erlebnisses tritt.

Es gibt die Themenfalle, es gibt aber auch die Erlebnisfalle. Am Ende feiert man – das ist die entscheidende Gefahr – jeweils dann nicht mehr „IHN“, sondern „sich“.

Teilhabe – in welcher Weise?

Einer der am meisten zitierten Begriffe, wenn es um die Feier der Liturgie im Anschluss an das letzte Konzil (1962-1965) geht, ist das Wort von der „*participatio actuosa*“. So heißt es in der Liturgiekonstitution: „... [Alle] Gläubigen möchten zu der vollen, bewußten und tätigen Teilnahme [= *participatio actuosa*] an den liturgischen Feiern geführt werden, wie sie das Wesen der Liturgie selbst verlangt ...“³ Auch an vielen anderen Stellen der Konstitution spielt dieser Begriff eine wichtige Rolle.⁴ Mehr als fünfzig Jahre nach dem Ende des Konzils ist er auf der einen Seite zu einer symbolischen Kurzformel dafür geworden, dass in die Feier der Liturgie tatsächlich *alle* einbezogen sind. So soll auch die Feier der Eucharistie eine Feier der *ganzen* versammelten Gemeinde sein. Auf der anderen Seite fördert der aus dem großen liturgischen Zusammenhang herausgerissene Begriff „*participatio actuosa*“ eine neue Einseitigkeit: Was nicht aktiv und selbst mitgestaltet wird, erhält nun schnell den Stempel eines Mangels, weil man nicht beteiligt sei. So wird dann vor allem ein Gestaltungswille, der zuerst die sichtbare Präsentation im Sinn hat (Thema, roter Faden, die Beteiligung möglichst vieler in verschiedenen Funktionen), auf den Weg gebracht.

Damit bleibt aber Entscheidendes auf der Strecke, so auch die Stille. Außerdem gerät die elementare Voraussetzung einer *inneren* Beteiligung, die anderes als eine Beteiligung vorrangig durch Mitmachen meint, aus dem Blick: „Dies [= die ‚*participatio actuosa*‘] schließt aber doch ein, dass der innere[!] Mitvollzug an der liturgischen Handlung das entscheidend Erste sein muss, das allem äußeren Mittun erst den wahren Sinn gibt.“⁵

Zudem hat auch nicht das Konzil selbst den Begriff „*participatio actuosa*“ einge-

führt, sondern konnte darauf zurückgreifen, dass er bereits 1903 in einer päpstlichen Verlautbarung (*Motuproprio*) über die Kirchenmusik verwendet worden war.⁶ Er eignet sich daher auch nicht zur Inanspruchnahme für die Vorstellung, auf dem letzten Konzil sei ein in jeder Hinsicht grundlegend neues Verständnis von Liturgie entwickelt worden. Denn auf dem 2. Vatikanum wurde ebenfalls formuliert – oft vergessen oder unterschlagen –, was auch zu einem adäquaten Verständnis der Liturgie gehört: „Auch das heilige Schweigen soll zu seiner Zeit eingehalten werden.“⁷

In einem Abschnitt der allgemeinen Einführung in das Römische Messbuch, der eigens mit „Die Stille“ überschrieben ist, wird daher auch die Stille als ein grundlegendes Element der Eucharistiefeier verstanden: „Die Stille ist als Element der Feier zu gegebener Zeit zu halten.“⁸

Für die Feier des Stundengebetes wird in der entsprechenden allgemeinen Einführung unter Aufnahme des betreffenden Artikels aus der Liturgiekonstitution ebenfalls hervorgehoben: „Ganz allgemein[!] ist bei liturgischen Feiern Sorge zu tragen, daß 'auch das heilige Schweigen zu seiner Zeit eingehalten wird'. Dazu muß sich auch im Verlauf des Stundengebetes Gelegenheit bieten.“⁹

Die isolierte Rezeption des fraglos bedeutsamen Schlüsselwortes „*participatio actuosa*“ verkennt, dass *allein* in diesem Begriff ein umfassendes Verständnis von Liturgie gerade nicht zur Geltung kommt; zumal dann nicht, wenn mit ihm in erster Linie eine vor allem äußere Aktivität begründet wird.

Stille Grundierung

Wenn man das jetzt gültige Messbuch zur Hand nimmt, das nach dem Konzil approbiert wurde, kann man durchaus mit Erstaunen entdecken, an wie vielen Stellen hier für die Feier der Eucharistie mögliche Momente der Stille bzw. des Schweigens vorgesehen sind. Solche Augenblicke

der Stille oder auch längere Phasen des Schweigens sind beispielsweise möglich:

- zu Beginn des Bußaktes;
- nach der Gebetsaufforderung bei den Orationen;
- nach der Lesung;
- bei der Bereitung der Gaben;
- beim stillen Gebet des Priesters vor und auch nach der Kommunion;
- zur Austeilung der Kommunion;
- zur Besinnung nach der Kommunion.

Schließlich wird eigens darauf hingewiesen, dass auch der Einzug „unter Schweigen“ erfolgen kann.¹⁰ Entsprechend der je verschiedenen Bedeutung ist hier an den betreffenden Stellen der Eucharistiefeyer von „Stille“, „Schweigen“ oder auch vom „heiligen Schweigen“ die Rede.

Stille sammelt. Schweigen ist in der Lage, eine (innere) Verbindung zu stiften.

Wenn so Stille und Andacht die Liturgie grundieren, dann liegt die Frage nahe: Könnte somit nicht auch das Hochgebet „still“ (in welcher Form?) gebetet werden?

Allerdings ist, wenn der Eindruck nicht trügt, die *stille* Dimension in der Feier der Liturgie innerlich kaum verankert – weder bei denen, die gemeinsam zur Feier der Liturgie versammelt sind, noch bei den Zelebranten, denen die Feier der Eucharistie doch in besonderer Weise anvertraut ist. Auch bei den anderen, die bei der Liturgie mitwirken, tut sich hier oft eine Lücke auf. Damit die Stille in der Liturgie als ein hohes Gut wiederentdeckt werden kann, sind daher gleichermaßen Gemeinde, Zelebrant, Kantor, Organist, Küster, Ministranten, Lektoren und Kommunionhelfer gefragt; und schließlich auch diejenigen, die eine liturgische Feier gegebenenfalls vorbereiten. Denn es geht nicht nur um die Stille als ein zeitliches Element, auch nicht um eine Pause, sondern um eine stille, gesammelte, innerlich wache *Grundhaltung*, die dann auch wie selbstverständlich in der gesamten Feier der Liturgie zum Tragen kommt.

Eine solche Grundhaltung ruht dann auch nicht allein in sich selbst, sie hat vielmehr eine Ausrichtung hin zu IHM.

So könnte sich dann hier und da als geschenkte Erfahrung wieder einstellen, was der Psalmbeter einmal so formuliert: „Bei Gott allein wird ruhig meine Seele“ (Ps 62,2).

Aufatmen dürfen

Was ist Liturgie?

Die gemeindliche Mahlversammlung, besonders am Sonntag? Eine Art Zurüstung oder neue Motivation, um das Leben im Alltag zu bestehen?

In seiner berühmt gewordenen Schrift „Vom Geist der Liturgie“ nähert sich Romano Guardini aus unterschiedlichen Blickwinkeln dem Verständnis von Liturgie. Er unterscheidet hier sehr grundlegend zwischen „Zweck“ und „Sinn“, daher fragt er etwa: „Haben Blätter und Blüten einen Zweck?“ Das verneint er und hebt dann hervor, vielmehr hätten sie – wie viele andere Dinge auch – „etwas in sich Ruhendes, ... sie haben einen Sinn.“¹¹

Ganz besonders deutlich wird dies für ihn beim Kunstwerk: „Das Kunstwerk hat keinen Zweck, wohl aber einen Sinn, nämlich den, *ut sit*, daß es sei, daß in ihm das Wesen der Dinge und das innere Leben der Künstler-Menschenseele wahrhaftige, lautere Gestalt gewinne. Es soll *splendor veritatis* sein, der Wahrheit Schönheitsglanz.“¹²

Auch in der Liturgie sieht er daher einen Vorrang des „Sinns“ vor dem „Zweck“, des „Seins“ vor dem „Tun“. Vor diesem Hintergrund zieht er dann den ebenso schönen wie für unsere heutige, sehr rationalistische Betrachtungsweise kühnen Schluss: „Die Liturgie hat etwas an sich, was an die Sterne erinnert, an ihren ewig gleichen Gang, ihre unverrückbare Ordnung, ihr tiefes Schweigen, an die unendliche Weite, in der sie stehen. ... [Wer] in ihr [= der Liturgie] lebt, wird wahr, gesund und befriedet in seinem innersten Wesen.“¹³

Das wäre auch *heute* eine innerste Möglichkeit von Liturgie: das Leben in einen großen Horizont und in eine unendliche Weite hineinzustellen und diejenigen, die zu ihrer Feier gemeinsam versammelt sind, in ihrem innersten Wesen mit Frieden zu erfüllen.

An diesem Schlüsselpunkt des Verständnisses von Liturgie erhalten die Stille und das Schweigen einen unaufgebbaren Platz. Denn so ließe sich wieder aufatmen. Hier dürfte man sein, ohne – so ja oft die typische Alltagserfahrung – wiederum bestürmt, bedrängt oder in etwas verwickelt zu werden. Hier könnte man – und sei es in ganz seltenen, winzigen und geschenkten Augenblicken – die Erfahrung machen, was das heißt: einfach „da“ sein zu dürfen, innerlich frei unter dem Antlitz Gottes.

Auch ein Wort Jesu bekäme in solchem Zusammenhang eine besondere und anschauliche Bedeutung: „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken. ... [Ihr] werdet Ruhe finden für eure Seele“ (Mt 11,28.29b).

Räume der Stille – wo?

Wer sich auf einem Flughafen, auf einem Bahnhof oder auf einem Jahrmarkt aufhält, wird das kaum mit der Erwartung tun, hier Stille zu finden. Anders hingegen verhält es sich, wenn man sich in einen Wald, in die Berge oder aber auch in eine Kirche begibt. Mit diesen Orten assoziiert man, dass man hier, wenn nicht Stille, so doch zumindest eine spürbare Reduktion an Lärm, Geschäftigkeit und äußeren Reizen vorfindet. Man möchte ein wenig zur Ruhe kommen. Räume und Orte rufen ein je unterschiedliches Assoziationsfeld bei uns auf. Denn auch Räume und Orte haben eine Art Charakter, eine Ausstrahlung, eine Aura.

Für einen Großteil der Menschen gehören nun verschiedenste Formen von ständigen Geräuschen, Lärm und Ablenkung zur alltäglichen und nicht selten auch unent-rinnbaren Erfahrung; so sehr, dass anderes kaum mehr vorstellbar erscheint. Eine etwaige Unterbrechung würde schnell als irritierend oder beängstigend empfunden. Demzufolge kann oder darf eine Leere erst gar nicht mehr entstehen. Allerdings aus welchem tieferem Grund? In einer so geprägten Lebenswelt wirken Stille, Schweigen und Sammlung wie Fremdkörper.

„ ... [So] wie Geld immer alles zerstört, auch das Bewußtsein dafür, daß es alles zerstört, so zersetzen die Geräusche nicht nur die Stille, sondern auch das Bedürfnis danach. Irgendwann können wir nicht mehr still sein, also wollen wir es auch nicht ...“¹⁴

Ebenso gibt es aber Anzeichen für eine Sehnsucht, die zumindest für eine gewisse Zeit das Gegenmodell zur akustischen und visuellen Dauerflut sucht.

Wo ließe sich dann fündig werden?

Selbst wenn der alles entscheidende Ort *in einem selbst* liegt, so sucht diese Sehnsucht auch nach einem äußerlich erkennbaren und zugänglichen Ort, der in eine wechselseitige Beziehung mit dem zu treten vermag, was *innen* ist.

Hier kämen Kirchen ins Spiel: Kirchen als Orte der Sammlung, als Räume des Gebetes und als Schneisen der Stille. In ihnen wäre gerade das *anwesend*, was beinahe allerorten bedroht ist, in die Knie gezwungen oder vertrieben wird: Stille, Schweigen, Sammlung. Sie wären – noch vor jedem förmlichen Gebet – ein Ort des Aufatmens und des Verweilens. Hier dürfte man für einen kleinen Moment einfach „da“ sein – in SEINER stillen Gegenwart.

Doch unter eben diesem Gesichtspunkt sind Kirchen zunehmend gefährdet. Indem man sie, statt ihren *stillen* und innerlich zentrierenden Charakter zu stärken, aus unterschiedlichen Gründen – bewusst oder leichtfertig – in Multifunktionsorte verwandelt, beraubt man sie ihrer *ersten* Aura. Wie die Stille aus der Liturgie verschwindet, so verschwindet die Stille aus den Kirchen – und umgekehrt. Das eine Verschwinden hängt mit dem anderen Verschwinden zusammen. Und an diese Stelle tritt nicht nur einfach nichts, vielmehr will die so entstehende Lücke immer wieder neu gefüllt werden. Damit verwandelt sich jedoch der Raum, zunächst doch gekennzeichnet als ein Raum von *Stille*, ganz erheblich. Dann wird sich mit der Zeit auch im kollektiven Bewusstsein einnisten, dass eine Kirche ein Veranstaltungsort wie jeder andere ist; zwar architektonisch noch unterscheidbar und immer auch noch ein Ort für Gottesdienste, aber nicht mehr der Ort einer *spezifischen*,

geheimnisvollen Anwesenheit. In der Folge wird so aus dem Kirchenraum nach und nach eine allgemeine und nicht mehr typisch unterschiedene Räumlichkeit, in der sich dann auch alle so verhalten wie allerorts.

Damit ist dann allerdings der Kirchenraum als Ort einer ihm eigentümlichen Stille – tot.

Das wehrlose Mysterium: „Alles in uns schweige“

„Niemand hat Gott je gesehen. Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vater ruht, er hat Kunde gebracht“ (Joh 1,18).

Niemand hat Gott je gesehen. Und doch gilt entsprechend einer Präfation für die Sonntage (VI) auch: „In dir leben wir, in dir bewegen wir uns und sind wir.“¹⁵ Dies ist die Spannung, in der Liturgie gefeiert wird:

- *Hier* die Unsichtbarkeit Gottes, *dort* seine alles umfassende Wirklichkeit;
- *hier* seine Verhüllung im Geheimnis, *dort* die Selbstkundgabe in seinem Sohn;
- *hier* seine von vielen so erfahrene Abwesenheit, *dort* seine in den biblischen Schriften bezeugten Spuren.

Auf dieser Grenze findet die Feier der Liturgie statt. Durchlässig wird diese Grenze durch Jesus, wenn er etwa dem Philippus bedeutet: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9). Diese Veranschaulichung ist nicht auf die kurze Zeit des öffentlichen Wirkens Jesu beschränkt. Vielmehr gilt das Abschiedswort Jesu: „ ... [Der Vater] wird euch einen anderen Beistand geben, der für immer bei euch bleiben soll ... Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen ...“ (Joh 14,16.18). Am Vorabend seiner Passion hat Jesus, so könnte man sagen, diese Zusage materialisiert, übersetzt in verbürgte Zeichen: das Brot – mein Leib; der Wein – mein Blut; in *diesen* Zeichen – meine Gegenwärtigkeit; in dieser Gegenwärtigkeit – eine Ahnung vom Geheimnis Gott.

Diese Zeichen werden jedoch erst sprechend auf die ganz große Wirklichkeit hin, wenn der

Heilige Geist, der Beistand, zu Hilfe kommt. Der Heilige Geist ist der innere Dolmetscher, der eine Verständnisbrücke zwischen der fremden Sprache der Zeichen und der Macht der Skepsis im eigenen Kopf schlagen will. Ihm kann man trauen, denn er ist uns zugesagt als „der Geist der Wahrheit“ (Joh 16,13).

Nur Worte allein kommen hier allerdings bald an ein Ende. Auch das sichere Argument stößt an die Grenze seiner Verständlichkeit. Hier ist ein anderer Sensus vonnöten, der in der Lage ist, auch andere, tiefere, uns zunächst entzogen scheinende Schichten in der Wirklichkeit zu erahnen und wahrzunehmen. Gerade hier bekommt das Schweigen einen tiefen Sinn, wird es doch nun selbst zu einem empfänglichen Schweigen, zu einer neuen Weise der Wahrnehmung und auch zu einer Form von Antwort. *Im* Schweigen eröffnet sich etwas bisher Unbekanntes: „Gottheit tief verborgen, betend nah ich dir. / Unter diesen Zeichen bist du wahrhaft hier.“¹⁶

Der Zugang zum Mysterium erschließt sich somit zuletzt auf einer *anderen* als allein der werthaften Ebene: Die leise Vorahnung, das empfängliche Schweigen und das stille, innere Gebet erhalten hier ihren Platz. Schließlich wird deutlich, woraufhin Liturgie zuallererst gefeiert wird: hin auf ein „DU“.

Es ist kein Menschen-du,
sondern das Gottes-DU.

Nur so können dann Verse entstehen wie:

*„Gott ist gegenwärtig. /
Lasset uns anbeten /
und in Ehrfurcht vor ihm treten. /
Gott ist in der Mitte. /
Alles in uns schweige /
und sich innigst vor ihm beuge.“¹⁷*

Hier ist das Schweigen keine Stummheit, keine peinliche Pause, keine bloße Abwesenheit von Worten. Es ist vielmehr ein Schweigen im Dialog, ein Schweigen auch als Raum, in dem etwas geschieht, zumindest geschehen *kann*. Die Hoheit darüber liegt nicht mehr bei „mir“. In solch einem kommunizierenden und erfüllten Schweigen findet ein Wandel der inneren Ausrichtung statt: von „mir“ zu „DIR“.¹⁸

Unversehens kommen hier auch Verse in den Blick, die weit älter sind als ein oft aus der Not geborenes wiedererwachendes Bedürfnis nach Stille:

„Sei still und höre, Israel: ... Du sollst auf die Stimme des HERRN, deines Gottes, hören ...“ (Dtn 27,9.10).

Oder: „Alle Welt schweige in der Gegenwart des HERRN“ (Sach 2,17).

Schweigen und Stille in der Liturgie sind keine Form der Selbstversenkung, auch keine Form einer Abwendung oder Flucht. Im Schweigen kann Anvertraung geschehen. Im Schweigen wird eine einfache, wortlose Art des Betens möglich, des Stoßgebetes, oder auch des Dankgebetes.

Ein solches Schweigen ist nicht richtungslos, es hat einen Adressaten vor Augen, eine Wirklichkeit, ein ansprechbares „DU“. So mündet das „heilige Schweigen“ schließlich in die Anbetung. In der Anbetung realisiert sich das eigene Verhältnis zu Gott, es erhält eine Gestalt und wird so vor der inneren Austrocknung bewahrt.

Wenn daher bei der Feier der Liturgie – ganz besonders bei der Feier der Eucharistie – Stille, Andacht und Anbetung völlig verlorengehen, dann steht hier nicht nur ein Detail, sondern schleichend, oft kaum merklich das Fundament der Feier selbst auf dem Spiel.

Stille, Anbetung und Freiheit

Auch in einer freiheitlichen Gesellschaft geben die Versklavungsmächte keine Ruhe. Der Kampf der frühen Wüstenmönche mit Dämonen aller Art war ein Kampf gegen die falschen Geister und Mächte, welche die Seele (und d.h. das Innerste) unter *ihre* Herrschaft bringen wollten. Daher ist es alles andere als belanglos, wer im Innersten eines jeden Menschen wohnt. Ist dort eine gähnende Leere?

Habe „ich“ diesen Platz besetzt, und womit? Oder welche Kräfte sonst sind hier eingezogen?

Es gehört zu den Grundüberzeugungen der spirituellen Tradition, dass es lebens- und glaubensentscheidend ist, hier – tief innen – Platz zu machen für Gott, IHM Raum zu geben („vacare Deo“): „Wusstet ihr nicht,

dass ihr Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt?“ (1 Kor 3,16).

Der Geist Gottes aber ermöglicht tiefe, innere Freiheit: „[Wo] aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit“ (2 Kor 3,17; vgl. Röm 8,21). Doch diese tiefste, innere Freiheit, die sich von keiner äußeren Macht, von keiner raffinierten Anbiederung, von keinem noch so plausiblen Mainstream ver-einnahmen lässt, ist auf mancherlei Weise gefährdet. Sie braucht deshalb auch einen Raum, wo sie erfahren und bestärkt werden kann. Wenn aber Gott selbst dieser Raum ist, wenn er auch selbst derjenige ist, der hilft, aus allen Verästelungen und Fallen des Versklavungsnetzes wieder herauszufinden, dann ist die innerste Ausrichtung auf IHN immer wieder auch ein stiller Freiheitsakt. Erfülltes, kommunizierendes Schweigen ist eine Erinnerung daran, durch wen die Freiheit tief innen zuletzt gewährleistet wird.

Denn diese innerste Freiheit ist eine geschenkte, nicht aus eigener Anstrengung er-ringbare Freiheit. „Aufatmen dürfen“ in der Liturgie erweist sich so nach und nach als ein Aufatmen im weiten Raum der Freiheit Gottes. Und in der Anbetung entbirgt sich – schweigend und verhüllt – der Urheber dieser Freiheit: „DU hast mir weiten Raum geschaffen in der Bedrängnis“ (Ps 4,2).

Ein Wort von Alfred Delp hat hier seinen Platz: „Das gebeugte Knie und die gehaltenen leeren Hände sind die beiden Urgebärden des freien Menschen. ... Mensch, laß dich los zu deinem Gott hin und du wirst dich selbst wieder haben.“¹⁹

Zum Schluss

Die Grundspannung von „reden“ und „schweigen“ hat für die Feier der Liturgie ihre ganz besondere Bedeutung. Auch darüber hinaus ist sie von Gewicht. Entscheidet sie doch mit darüber, wie man auf das Leben und auf die Welt blickt und inwiefern man für das, was sich erst hinter einer Oberfläche auftut, empfänglich bleibt.

So steht am Ende dieser Überlegungen eine Anleihe aus der Poesie:

„Es geht nicht darum zu sprechen,
auch nicht darum zu schweigen:
es geht darum, etwas zu öffnen
zwischen dem Wort und der Stille.“²⁰

Anmerkungen:

- 1 Psalm 31,2; nach Martin Buber.
- 2 Stille und Schweigen werden hier nebeneinander verwendet.
- 3 Sacrosanctum Concilium [SC], Art. 14.
- 4 Vgl. a.a.O., Art. 21; 26; 50 u.ö.
- 5 Michael Kunzler: Liturge sein. Entwurf einer Ars celebrandi. Paderborn 2007, S. 169 (Hervorh. W. K.)
- 6 Motuproprio „Tra le sollicitudini“ (22.11.1903) von Papst Pius X. Vgl. hierzu: Michael Kunzler, a.a.O., S. 167, Anm. 186.
- 7 SC, Art. 30
- 8 Allgemeine Einführung in das Römische Messbuch [AEM], Nr. 23. In: Messbuch. Authentische Ausgabe für den liturgischen Gebrauch. 2. Auflage 1988 (1. Auflage 1975).
- 9 Allgemeine Einführung in das Stundengebet [AES], Nr. 201 (Hervorh. W. K.). In: Stundenbuch. Authentische Ausgabe für den liturgischen Gebrauch. Erster Band: Advent und Weihnachtszeit. Auflage von 2002 (1. Auflage 1978).
- 10 Vgl. hierzu: Messbuch [MB]. Authentische Ausgabe für den liturgischen Gebrauch. 2. Auflage 1988, S. 321ff. („Die Feier der Gemeindemesse“).
- 11 Romano Guardini: Vom Geist der Liturgie. Mainz – Paderborn, 20. Auflage 1997, S. 58.59 (erste Auflage: 1918).
- 12 A.a.O., S. 60 (Hervorh. im Original).
- 13 A.a.O., S. 88.
- 14 Ralf Rothmann: Vollkommene Stille. Rede zur Verleihung des Max Frisch-Preises 2006. Frankfurt am Main 2006, S. 41.
- 15 Vgl. MB, a.a.O., S. 408f.
- 16 Aus dem Hymnus „Adoro te devote“ von Thomas von Aquin; vgl. Gotteslob. Katholisches Gebet- und Gesangbuch (2013), Nr. 497,1.
- 17 In: Gerhard Tersteegen: Geistliches Blumengärtlein inniger Seelen (1729 u.ö.). Zitiert nach: Evangelisches Gesangbuch der Evangelischen Kirche im Rheinland (1996), Nr. 165,1; vgl. auch Gotteslob (2013), Nr. 387,1. Vgl. hier auch die Überschrift dieses Abschnitts.
- 18 Vgl. hierzu: Michael Kunzler, a.a.O., S. 256f.
- 19 In einer Meditation zu Epiphanie 1945. In: Alfred Delp: Gesammelte Schriften, hrg. von Roman Bleistein. Bd. IV: Aus dem Gefängnis. Frankfurt am Main. 2. Auflage 1985, S. 218.219.
- 20 Roberto Juarroz: Vertikale Poesie. Werkauswahl. Aus dem argentinischen Spanisch von Juana und Tobias Burghardt. Salzburg und Wien 2005, S. 204. *Die Bibelzitate folgen der neuen Einheitsübersetzung (2016).*

Dank und Willkommen

Inspiriert von Papst Franziskus, der Menschen in Sozialen Bewegungen als gesellschaftliche Poeten betrachtet, hat Dr. Christiane Bongartz, nach langjähriger Referentinnenätigkeit für Liturgie bzw. Spiritualität im Bistum Aachen seit dem 1. November 2018 Direktorin der Bischöflichen Akademie Aachen, zwölf solcher Gesellschaftspoet(inn)en in der ihr eigenen poetischen und damit zugleich ins Nachdenken bringenden Sprache vorgestellt. Dafür danke ich ihr als Schriftleiter sowohl persönlich, zumal ich weiß, welch eine Zusatzarbeit solches Schreiben bedeutet, als auch im Namen der Leserschaft von ganzem Herzen und wünsche ihr für ihre neue Aufgabe immer den notwendigen Heiligen Geist.

Es winkt aber auch schon der nächste Jahrgang des Pastoralblatts, der äußere Änderungen bringen wird. Der „Schreibpokal“ für die Eingangsimpulse wandert diesmal nach Berlin. Ich danke Frau Uta Raabe, dortige Seelsorgeamtsleiterin und Mitglied im Beirat der Zeitschrift, aufrichtig, dass sie sich in ihrer umfangreichen Leitungsaufgabe zur Übernahme der zwölf Monatsbeiträge sofort bereit erklärt hat. Als hätte sie den Beitrag von Afons Gierse in diesem Heft erahnt, wird sie alles unter das Thema stellen: „In Beziehung leben“.

Die eigene Bestimmung finden

Entwicklung in und durch menschliche Beziehungen

Die Bedeutung und Förderung des Ehrenamts steht seit langem ganz oben auf der Agenda – in der Gesellschaft wie in der Kirche. Angesicht leerer Kassen oder eines zunehmenden Priestermangels scheint man die bestehenden Strukturen und den laufenden Betrieb nur mit Hilfe ehren- oder bürgerschaftlichen Engagements weiterführen zu können. Für Rainer Bucher „gerät die Werbung um ‚Ehrenamtliche‘ ... in den Verdacht, der Versuch zu sein, das alte kirchliche Dispositiv in Zeiten seines strukturellen Niedergangs auf freiwilliger Basis noch ein wenig aufrecht zu erhalten“ und er schlägt vor: „Streichen Sie den Begriff ‚Ehrenamt‘ doch einmal für ein Jahr versuchsweise aus ihrem Wortschatz“.¹

Einen Ausweg aus dieser „Versuchung“ beschreibt der postulierte Paradigmenwechsel von einer aufgabenorientierten hin zu einer charismenorientierten Pastoral. Die pastoralen Aufgaben, die von den ehrenamtlichen Freiwilligen übernommen werden, sind nicht mehr von den hauptamtlichen Experten vorformuliert. Sie ergeben sich aus dem Charisma, der von Gott geschenkten Begabung, die entsprechend gefördert und unterstützt werden soll. Doch auch hier bleibt der Verdacht bestehen, dass ein solcher Wechsel der Perspektive in dem „Bedarf des kirchlichen Systems an ‚Ehrenamtlichen‘ zu seiner Systemerhaltung“² begründet liegt.

Eine Kultur der Beziehung

Im Blick auf die Zukunftsperspektive seiner Pastoral macht das Bistum Münster nun den Begriff der Beziehung zum Mittelpunkt seiner Reformbestrebungen.³ „Es geht darum, eine Kultur der Beziehung zu fördern, die im Geiste Jesu ist.“⁴ Dabei gilt es „herauszufinden, was Gott uns sagt“⁵, „zu verstehen, was der Geist uns sagt“ und den Blick zu weiten „auf die Ressourcen, die Gott schenkt“. Ein solcher Prozess „ist ein geistliches Geschehen und unmittelbarer Ausdruck der Nachfolge Jesu“, wobei es darum geht, sich „an Jesus Christus zu wenden und ihn um Heilung zu bitten“.⁶ Der Kernpunkt des beschriebenen Kulturwandels liegt darin, „eine Kultur der Beziehung zu fördern, die im Geiste Jesu ist“⁷. Er führt letztlich „zur Begegnung mit der Lebenskultur Jesu Christi“⁸.

Damit misst das Bistum Münster seine Prozesse an einer zentralen psychologischen und soziologischen und zugleich theologischen Kategorie der Beziehung. Zwischen den Zeilen entsteht allerdings der Verdacht, dass die „neue Qualität von Beziehung“ Mittel zum Zweck wird, Voraussetzung für „die Suche nach Lösungen“ „bei der Frage nach der Zukunft kirchlicher Einrichtungen und bei der Entwicklung der pastoralen Berufsgruppen“ zu sein.⁹ Bucher mahnt zu einem reflektierten Umgang mit solchen Begrifflichkeiten: „Soziologische Kategorien ohne theologische Kriteriologie sind gerade in religionsgemeinschaftlichen Abstiegszeiten enorm verführerisch. Denn sie werden schnell zu Projektionsflächen eigener Interessen und schmerzlindernder Sehnsüchte. ... Ohne theologische Kontextualisierung verwendet wird sie (die soziologische Kategorie, A.G.) leicht zum Vehikel vor sich selbst verschleierte Interessen“.¹⁰

Eine Kultur der Beziehung ist nach biblischen Verständnis jedoch nicht das Vehikel zur Verlebendigung von kirchlichen Ausdrucksformen, sondern sie ist selber zutiefst Ausdrucksform eines Lebens aus dem Glauben an den nahen und zugleich

sich entziehenden Gott Abrahams und Jesu Christi in seinen Möglichkeiten und seinen Konsequenzen. Beziehung ist das Zentrum einer christlichen Gemeinschaft in „veröhneter Verschiedenheit“.¹¹

Zudem stellen sich auf einer „inkarnatorischen Teststrecke“ scheinbar „naive“ Fragen, ohne deren Beantwortung die Rede von „geistlichen Prozessen“ in der Luft hängen bleibt: Was ist eine Kultur der Beziehung im Geiste Jesu? Wie komme ich heran an die Ressourcen, die Gott uns schenkt? Wie finde ich heraus, was Gott uns sagt? Wie wende ich mich an Jesus und wie geht das, ihm nachzufolgen?

Meine Bestimmung finden

Was ist mein Charisma? Was ist meine Berufung? Was ist meine Lebensaufgabe? Zahlreiche Ratgeber oder Internetseiten geben Tipps und Ratschläge, wie wir Antworten auf diese Fragen finden können – wahlweise in sieben, zehn oder zwölf Schritten, je nach Geschmack und zeitlichen Ressourcen. Am Ende steht dann ein „fertiges Produkt“: Meine Berufung, mein Weg, mein Gestaltungsauftrag. Und dann geht es daran, diese erarbeiteten Antworten in die Tat umzusetzen. Auch kirchliche Texte atmen ansatzweise diesen Geist, wenn Hauptamtliche die Gläubigen „darin befähigen, ermutigen, unterstützen und begleiten, ihren Glauben zu leben“ und so „ihren kirchlichen Gestaltungsauftrag wahrzunehmen.“¹² Demgegenüber möchte ich – inspiriert durch die Arbeiten von Jürg Willi¹³ – „Bestimmung“ als Potentialität begreifen, die sich in und durch menschliche(n) Beziehungen in einem wirkungsgeleiteten Lebenslauf immer wieder neu aktualisiert. Das Selbst ist nach Willi das, „was einem als Entwicklungsmöglichkeit eingegeben ist.“ Allerdings ist es nicht einfach etwas, „das in uns ruht und quasi entdeckt werden kann“, vielmehr bedarf es der Differenzierung und Entfaltung.¹⁴ Diese Entfaltung und Differenzierung und das darin

sich vollziehende In-Erscheinung-Treten des Selbst ereignet sich in konkreten Interaktionen¹⁵. „Die Beziehungen sind das Medium, in welchem er (der Mensch, A.G.) sein Selbst spürt, differenziert und entwickelt.“¹⁶ In einer solchen Perspektive verbinden sich die Themen „Berufung“ und „Kultur der Beziehung“, wie sie in dem Münsteraner Papier formuliert sind, zu einem untrennbaren, sich gegenseitig bedingenden Spannungsgefüge.

Die spirituelle Dimension dieses Geschehens sehe ich weniger in der Praxis bestimmter Frömmigkeitsübungen, als vielmehr im achtsamen Durchleben der eigenen Wirklichkeit hier und jetzt, in dem und durch das hindurch sich aus der Tiefe die Kraft zu einem erfüllten und versöhnten Leben erschließt. Darin offenbart sich meine Bestimmung, weiß ich, was zu tun ist. Gleichzeitig wird mir die Kraft geschenkt, das, was ich als zu tun erkannt habe, auch tun zu können¹⁷. An *dieser* Stelle bedarf es keines Ehrenamtsmanagements mehr. Die Frage ist eher, wie kirchliche Prozesse so gestaltet werden können, dass wir gemeinsam und jede/r für sich an diesen „Brunnenpunkt“ gelangen, an dem das Leben aus Gott entspringt. Vom „Brunnenpunkt“ spricht Alfred Delp in einem Kassiber vom November 1944: „Eines ist mir so klar wie nie: Die Welt ist Gottes so voll. Aus allen Poren der Dinge quillt er gleichsam uns entgegen. Wir aber sind oft blind. Wir bleiben in den guten und schlechten Stunden hängen. Wir durchleben sie nicht durch bis zum Brunnenpunkt, an dem sie aus Gott hervorgehen. Das gilt für das Gute und für das Elend. In allem will Er mit uns Begegnung feiern und erwartet die anbetende und liebende Antwort. Dann wird das Leben frei in der Freiheit, die wir so oft gesucht haben.“¹⁸ Der deutsche Aktionsforscher C. Otto Scharmer¹⁹ spricht vom „inneren Ort der Stille“. Hier geht es um das Gegenwärtig- oder Anwesend-Werden (presencing) im Sinne einer Verbindung mit den tieferen eigenen Quelle, dem inneren Ort der Stille, von dem aus das, was aus

dem gemeinsamen Quellgrund und aus der im Entstehen begriffenen Zukunft entstehen will, wahrgenommen werden kann. An diesen Ort gelange ich, wenn ich „das alte Ich und die alten Intentionen los(zu) lasse(n) und das neue werdende ... Ich und die neuen Intentionen anwesend werden und kommen (zu) lasse(n).“²⁰ Es ist ein Zustand, wie wir ihn aus der Meditation kennen. Diesen Zustand gilt es eine Weile lang auszuhalten, einfach nur warten, bis sich intuitiv eine Lösung entwickelt. Scharmer beschreibt dies so: „Du wartest und wartest und lässt deine Erfahrungen sich mit der Situation verbinden. In gewisser Weise ist es kein Entscheiden. Das, was zu tun ist wird (von selbst) offensichtlich.“²¹ Nur so entstehen wirklich neue Lösungen.

Beziehung und Bestimmung

Ein Leitgedanke, der sich durch die unterschiedlichen Werke Willis hindurchzieht und den ich als Antwort auf die Frage begreifen möchte, wie ich meine Bestimmung finde, ist der, dass es wichtig ist, offen zu sein „für das, was einem begegnet“ für das, was geschehen will, „für das, was in uns und durch uns werden möchte.“²² Nach Willi gilt es „ansprechbar zu sein auf das, worauf die Lebensumstände uns verweisen.“²³ Denn „nach psychoökologischer Vorstellung kann sich ein gesundes, produktives menschliches Leben letztlich nur in Wechselbeziehung einer die Person beantwortenden mitmenschlichen Umwelt entwickeln und entfalten.“²⁴ Willi bezeichnet dies als die soziale Nische einer Person, ein multidimensionales Beziehungsgefüge. Aus dem Wechselspiel von Person und Nische entwickelt sich ein evolutionärer Prozess:

„Unsere Entfaltung ist immer nur ein Werden und nie ein Sein. Zu einem wesentlichen Teil werden wir nur in unmittelbarer Interaktion mit unserer unmittelbaren Umgebung. Wir müssen unsere Umgebung entfalten, damit sie uns entfaltet. Wir müssen uns gemeinsam entfalten, damit sich unsere Kultur entfaltet.“²⁵

Diesen zirkulären Prozess von begrenzendem Angewiesensein der Person in ihrem Wirken auf die Ansprechbarkeit der Umwelt und der Möglichkeit der freien Gestaltung und Selbstverwirklichung beschreibt Willi an anderer Stelle so: „Eine Person kann ihr Potential nur so weit verwirklichen, wie ihre Nische ihr das ermöglicht. Um das eigene Potential zu verwirklichen, genügt es nicht, selbstbestimmt und autonom zu sein, sich zu behaupten und durchzusetzen. Um nachhaltig wirksam zu sein, muß man die Ansprechbarkeit des Gegenübers immer wieder neu herstellen. Andererseits ist die Person auch Adressat der Erwartungen der Nische. Sie wird von dieser angesprochen, zur Gestaltung herausgefordert, unterstützt und gefördert, es wird ihr Raum für die Entfaltung und Entwicklung gegeben.“²⁶ Lebensläufe entwickeln also sich im Wechselspiel zwischen Person und Nische, aber nur insoweit, wie die Nische es der Person durch die Beantwortung ihres Wirkens ermöglicht und nur insoweit, wie die Person sich aktiv mit ihren Möglichkeiten in Interaktionsprozesse einbringt.²⁷ „Die Person wählt und gestaltet jene Umwelt mit, die es ihr ermöglicht, sich in ihr mit ihren Ideen zu verwirklichen.“²⁸ Umwelt umfasst dabei neben sozialen Kontakten sowohl materielle Dinge als auch eigene Werke, die Arbeit oder die Aufgaben, die eine Person zu lösen sucht. Pastorale Prozesse wären demnach so anzulegen, dass es gemeinsam möglich ist, eine (gemeindliche) Umwelt zu erschaffen, die geeignet ist, das Potential der beteiligten Menschen durch beantwortetes Wirken zu entfalten.

Die Bedeutung des Widerstands

In seinem beziehungsökologischen Ansatz stellt Willi dar, dass „es gerade die Auseinandersetzungen in verbindlichen Beziehungen sein können, die wichtige Entwicklungsanstöße geben und anstehende Korrekturen der Persönlichkeit bedingen.“²⁹ In einem Interview mit S. Stierlin formuliert Willi: „Es ist meine Erfahrung, dass persön-

licher Wandel nicht so sehr aufgrund von Einsicht und Bewusstwerdung erfolgt als aufgrund äußerer Umstände und Beziehungen, die einem ein anderes Verhalten abfordern und dem bisherigen Verhalten einen Widerstand entgegensetzen.³⁰ Diese Grenzen und Beschränkungen, Erwartungen und Enttäuschungen oder das Missverstehen haben aus Willis Sicht jedoch auch eine positive, entwicklungsfördernde Seite: „Die Person braucht Widerstand, um ihr Potential entfalten zu können. Die Person wird erst an der Umwelt. (...) Heute ist die Tendenz verbreitet, die Widerstände und Begrenzungen der äußeren Realität negativ zu bewerten, insbesondere, wenn es sich um mitmenschliche Begrenzungen handelt. Man spricht von Zwang, Unterdrückung und Einengung. Die Person entfaltet sich jedoch keineswegs nur durch Unterstützung ihrer Bestrebungen, sondern mindestens ebenso an Widerständen, die sich ihr entgegensetzen und die sie zu kreativen Leistungen anregen.“³¹ Im Blick auf die Paarbeziehung formuliert Willi so etwas wie ein notwendiges Zueinander von Halt und Konfrontation: Die Partner signalisieren auf der einen Seite, „daß sie einander viel bedeuten“, dass sie – nach wie vor – etwas voneinander wollen.³² Unterstützung ist demnach nur eine Form fördernden Verhaltens. Auch Widerstehen und Standhalten, ja gar Provokationen können partnerschaftlich entwicklungsfördernd wirken. „Eine bloß wohlwollende Akzeptation und gegenseitige Unterstützung macht die Liebe fad.“³⁴ Dies gilt meines Erachtens in gleicher Weise für andere soziale Systeme wie Gruppen, Teams oder auch christliche Gemeinschaften und Gemeinden.

Zwei – in meinem Namen

„Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“. Dieser 20. Vers aus dem 18. Kapitel des Matthäusevangeliums wird immer wieder in Zusammenhang gebracht mit Frömmigkeit, Gebet und Gottesdienst. Chris-

tus ist da, wo zwei oder drei miteinander singen, beten oder ihren Glauben an Gott bekennen. All diese Dinge werden in Matthäus 18 aber nicht einmal erwähnt. Der Kontext ist ein grundlegend anderer.

Auf die Frage, wo Christus in dieser Welt gegenwärtig und erfahrbar ist, antwortet der Text: Da, wo Menschen Interesse an einem Miteinander in versöhnten Beziehungen haben, wo sie einen offenen Umgang mit Konflikten üben, wo sie konstruktiv mit verschiedenen Interessen und Bedürfnissen umgehen oder mit der eigenen Fehlbarkeit und den in der Konfliktaustragung erlebten eigenen Begrenzungen und Bedürftigkeiten. Und in der bittenden Zuwendung zu Gott. In einer Auslegung zu dieser Textstelle schreibt Bertram Dickerhof: „Als Hauptaussage des Textes ist infolgedessen anzusehen, dass das Wesentliche dieser Gemeinde im „Zwischen“ ihrer Mitglieder besteht, in deren Begegnung und Beziehung und Kommunikation, in der Horizontalen also. Keine Rede ist in dieser Darstellung christlicher Gemeinde vom Glauben an den Vater Jesu Christi, von Beziehung zu Gott, von Gebet. Die Vertikale wird hier völlig heruntergebrochen in die Horizontale! Jedoch bricht diese in eine Erfahrung der Gegenwart Christi auf. Wo? In der Tiefe der Not des gewagten Konflikts.“³⁵

Dickerhof beschreibt in seiner Auslegung den spirituellen Weg als Entwicklungsschritt, durch den Menschen in Beziehungen zu einem oder mehreren Du sich gegenseitig zur Reifung und Identitätsentwicklung herausfordern und dabei auch das Wir entwickeln. Der Konflikt ist für ihn eine Chance und Aussicht auf Gewinn für die ganze Gemeinschaft. Dazu braucht es eine offene, direkte und personale Kommunikation und Konfrontation. Nur so gibt es die Chance zu echter Begegnung, die zugleich Begegnung mit Christus ist. „Nach diesem Kapitel“, so Dickerhof, „ist sie in dieser Welt der einzige Ort echter Christusbegegnung und Gotteserfahrung.“³⁶ Die sozialpsychologische und die geistliche Dynamik von Gemeinschaften gehören untrennbar zusammen:

„Wo Menschen danach streben, alles, was sich unter Menschen ereignen kann, anzunehmen, miteinander offen, direkt und persönlich zu kommunizieren und sich gegenseitig haltend auch zu konfrontieren, um so Begegnung untereinander zu ermöglichen – und darin mit Christus –, bleiben sie als Einzelne und als Gruppe auf dem Weg der Jesus-Nachfolge, leben sie geistlich. Keine Rede von Heiliger Messe, Dogmen, Arbeiten und Werken! „Haltende Konfrontation“ ist also nicht nur eine sozialpsychologische Methode, sondern auch die geistliche Methode der Jesusnachfolge.“³⁷

Die geistliche Methode der „Haltenden Konfrontation“

Das Ziel der haltenden Konfrontation ist zu sehen, wie es in Wahrheit um mich als Person bestellt ist und immer mehr der Mensch zu werden, der ich in Wirklichkeit bin. Das ist unsere große Sehnsucht und gleichzeitig unsere größte Angst. Denn dieser Weg bringt mich in Kontakt mit den eigenen Schattenseiten und mit den blinden Flecken, den Seiten in meinem Leben, die ich nicht sehen kann oder sehen will. In der Begegnung mit anderen Menschen riskiere ich, dass dies offenbar wird. Wahrhaftige Begegnung wäre ein Schritt zur Befreiung aus solcherart erstarrten Verhaltensmustern, die aus früheren verletzenden, überfordernden und bisweilen traumatisierenden Beziehungserfahrungen entstanden sind, sich aber nicht mit entwickelt haben und die sich heute in ihnen – mir selber nicht bewusst – irritierenden Auswirkungen zeigen. Diese Auswirkungen oder dieses „feed-back“ an mich herankommen zu lassen, führt zu Beschämung und Verwirrung, zu Gefühlen von Angst, Schuld oder Wut. Also gehe ich in die Vermeidung, bleibe in der Unfähigkeit oder Unwilligkeit zu echten „intimen“ Beziehungen. Früher haben mir diese beziehungsvermeidenden Selbsterlösungsversuche möglicherweise zum Überleben verholfen, heute führen

sie mich als erwachsenen Menschen in die Isolation und in die Trennung.³⁸ Der Weg der Befreiung aus meiner eigenen konstruierten Wirklichkeit zu meiner eigenen Wirklichkeit vor Gott und den Menschen, die mich so annehmen, wie ich bin, führt über die haltende Konfrontation. Die dabei erlebten Spannungen da sein zu lassen und in der Wahrnehmung zu halten, ohne vor schnell gesellschaftlich akzeptierte Flucht- und Kompensationsmöglichkeiten zu nutzen, ist die eigentliche Herausforderung des spirituellen Weges.

Die verheißenen Früchte sind reichhaltig. Beziehungen werden zu wirklich „intimen“ Begegnungen. Die Person findet, indem sie in Kontakt kommt mit abgespaltenen eigenen Persönlichkeitsanteilen, mehr zu sich selbst. Es findet Integration statt. Annahme wird möglich – nicht nur der schönen und angenehmen Seiten des Lebens, sondern auch der Seiten der eigenen Wirklichkeit, die als emotional bedrohlich erlebt werden und von Angst und Unsicherheit begleitet werden. Und „die gewährte Annahme seiner Person als Sünderin erweicht das harte Herz und evoziert die Annahme des Anderen“³⁹ und genau darin wird Annahme durch Gott erfahren. Es wächst Beziehungs- und Resonanzfähigkeit – und das in dreifacher Hinsicht: Zunächst einmal mit mir selber – mit meiner eigenen inneren Wirklichkeit und meiner Geschichte. Dann im Kontakt mit anderen Menschen, in den Beziehungen, in denen ich stehe und lebe, und nicht zuletzt werde ich resonanzfähiger für die Wirklichkeit Gottes. Die Bibel bringt es auf den Punkt: Sich selber lieben, den Nächsten lieben und Gott lieben. Das sind drei Stränge, die parallel laufen und sich gegenseitig bedingen, ohne ineinander aufzugehen. Biblisch gesehen geht es bei diesem Prozess um die gegenseitige Herausforderung und Unterstützung bei der Reinigung und Läuterung der Herzen: Das zu erweichen, was das Herz verhärtet hat, das zu beruhigen, was das Herz aus dem Takt bringt, die Ablagerungen aus lebensgeschichtlichen Verwundungen zu lö-

sen und das zu weiten, was das Herz eng macht. Am Ende steht die Verheißung einer größeren Gottesnähe: „Selig, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott schauen“ (Mt 5, 8).⁴⁰

Was folgt aus all dem für den Weg der Gemeinden vor Ort? Aus meiner Sicht braucht es einen grundlegenden Perspektivenwechsel. Nicht die Erledigung von Aufgaben steht im Zentrum christlicher Gemeinschaft, sondern die lebendige Beziehung von Menschen in versöhnter Verschiedenheit. Weniger Tempo ist angesagt und mehr Zeit für Muße. Weniger wortreich inszenierte Frömmigkeit und mehr Zeit zum Hören, zum Ermutigen und Unterstützen. Weniger Strukturdebatten und mehr Mut zu echter Selbstkonfrontation. Weniger Repräsentation nach außen und mehr Wachsamkeit für sich selbst. Weniger Durchsetzung unseres Eigenwillens und mehr Ausrichtung und Hören auf das, was Gott von uns will. Papst Franziskus hat immer wieder und erstmalig in „Evangelii gaudium“ Nr. 222 betont: „Die Zeit ist mehr wert als der Raum“. Damit setzt er einen Kontrapunkt zu den aktuellen pastoralen Strategien, Räume zu besetzen und Strukturen zu definieren. Eine Pastoral, die die Zeit über den Raum stellt, stößt Entwicklungen an und macht Platz für (Beziehungs-)Prozesse. Sie begleitet Menschen auf ihren Lebenswegen in Richtung des von Gott geschenkten Heils. Allerdings ist sie damit weniger steuer-, kontrollier- oder regulierbar. Aber sie ist innovativ und eröffnet eine Zukunft aus der Kraft des guten Geistes Gottes.

Anmerkungen:

- 1 Rainer Bucher, Ehrenamt: Wie ein Begriff in die Irre führt. www.feinschwarz.net/vergisst-den-Ehrenamtsbegriff/.
- 2 Ebd.
- 3 „Kulturwandel im Bistum Münster“. Die katholische Kirche im Bistum Münster als Kirche, die Beziehung stiftet. Münster 2018. zit.: Kulturwandel.

- 4 Ebd., S. 7.
- 5 Ebd., S. 3.
- 6 Ebd., S. 5.
- 7 Ebd., S. 7, S. 26.
- 8 Ebd., S. 8.
- 9 Bucher, Ehrenamt, a.a.O.
- 10 Ebd..
- 11 Vgl. dazu die Gemeindeordnung bei Matthäus in Kapitel 18 oder das Nachsynodale Schreiben „Amoris laetitia“ (AL) von Papst Franziskus, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 204, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2016, hier AL 139.
- 12 Kulturwandel, S. 13.
- 13 Jürg Willi, Koevolution. Die Kunst gemeinsamen Wachsens. Reinbek 1985.
Ders., Ökologische Psychotherapie. Göttingen 1996.
Ders., Psychologie der Liebe, Persönliche Entwicklung durch Partnerbeziehungen. Reinbek, 5. Aufl. 2007.
Ders., Wendepunkte im Lebenslauf. Persönliche Entwicklung unter veränderten Umständen – die ökologische Sicht der Psychotherapie. Stuttgart, 3. Aufl. 2007.
- 14 Vgl. J. Willi, Koevolution, S. 74f.
- 15 Vgl. ebd., S. 63f.
- 16 J. Willi, Wendepunkte, S. 89.
- 17 Vgl. Bertram Dickerhof, Der spirituelle Weg. Eine christlich-interreligiöse Lebensschule. Würzburg 2016.
- 18 Alfred Delp, Gesammelte Schriften, hrsg. von Roman Bleistein: Aus dem Gefängnis. Frankfurt 1984, S. 26.
- 19 Scharmer, C. Otto, Theorie U. Von der Zukunft her führen. Presencing als soziale Technik. Heidelberg 2009.
- 20 Ebd., S. 64.
- 21 Ebd., S. 55 (Ergänzung in der Klammer vom Verfasser).
- 22 J. Willi, Wendepunkte, S. 45.
- 23 J. Willi, Wendepunkte, S. 283.
- 24 Anselm John, Gelingen der Liebe. Jürg Willis Konzept der partnerschaftlichen Koevolution als Beitrag für die Etheologie. Studien zur theologischen Ethik 150. Würzburg 2017, S. 68.
- 25 J. Willi, Koevolution, S. 296.
- 26 J. Willi, Wendepunkte, S. 83f.
- 27 J. Willi, Wendepunkte, S. 110ff.
- 28 J. Willi, Koevolution, S. 109.
- 29 Anselm John, Gelingen, S. 31.
- 30 Vgl. Satuila Stierlin, „Ich brannte vor Neugier!“ Familiengeschichten bedeutender Familientherapeutinnen und Familientherapeuten. Heidelberg, 2001, S. 177f.
- 31 J. Willi, Koevolution, S. 109.
- 32 J. Willi, Koevolution, S. 69f.
- 33 A. John, Gelingen, S. 147.

- 34 J. Willi, Koevolution, S. 70.
- 35 B. Dickerhof, Die Bedeutung der Gemeinschaft, S. 2.; vgl. Der spirituelle Weg S. 101-108.
- 36 B. Dickerhof, Autonomie in Bezogenheit, S. 4.
- 37 Ebd..
- 38 Letztlich konstruieren wir unsere eigene Wirklichkeit so, dass wir gut mit unseren alten Verwundungen und Kränkungen leben können. Dickerhof spricht von der Idiopolis als „unbewusster Welt-Konstruktion der Psyche“. Vgl. dazu das Kapitel in: Der spirituelle Weg, S. 44-61.
- 39 So formuliert B. Dickerhof im Blick auf die Wirklichkeit der Gemeinde (Die Bedeutung der Gemeinschaft, S. 8). „Konflikte sind ein Königsweg zur Annahme seiner selbst, zur Befreiung aus der Idiopolis zur Vertiefung der Beziehung mit dem anderen. Wer sich mutig den Konflikten stellt, die ihm das Leben anbietet, der ist jedesmal, wenn er durch den Konflikt hindurchgegangen ist, ein bisschen mehr aus seiner Idiopolis befreit, ein bisschen mehr mit dem wahren Gott und dem Anderen vereint“ (ebd. S. 6).
- 40 Im Hintergrund klingt die Melodie der Pfingstsequenz an, in der diese Früchte als Wirkungen des Heiligen Geistes beschrieben werden, der jedes Herz erhellt und gute Gaben gibt: Trost, Ruhe, Kühlung, Lebendigkeit, Licht, Wärme, innere Flexibilität und Freude. „Der Weg zu einem versöhnten Herzen führt über die Annahme der eigenen inneren Realität“, M. Bordt. Die Kunst, die Eltern zu enttäuschen, S. 75.

Georg Lauscher

Neue Wege erscheitern

Scheitern ist tabu. Scheitern ist Thema. Keiner will es. Doch jedes Menschenleben ist voll davon. Das gespaltene Verhältnis steckt schon im Wortursprung: das gespaltene (Holz-)Scheit. Hört demnach Scheitern auf, Scheitern zu sein, sobald ich es nicht mehr abspalte?

Christen, hauptamtlich in der Seelsorge Tätige im Besonderen sind sehr erfahren, wenn es ums Scheitern geht. Sollte man meinen. Steht doch im Zentrum christlichen Glaubens der Gekreuzigte, der durchs Scheitern hindurch Auferweckte! Das Mahnmal des Scheiterns wurde daraufhin unser Erkennungszeichen. Doch wie gehen wir persönlich und kirchenamtlich um mit realem Scheitern, mit gescheiterten Ehepartnern, gescheiterten Priestern, mit Verirrten und Verlorenen in unsrer Gesellschaft, denen Jesus seinerzeit liebevoll nachging? Haben uns da etwa Berührungsgänge im Griff, die die Gescheiterten meiden, als hätten sie eine ansteckende Krankheit? Sind in uns Angst und Abwehr, weil wir uns selbst dem Scheitern nahe fühlen? Trauen wir uns darum nicht, auf die Gescheiterten zuzugehen? Scheitern wir als Kirche aber so nicht gerade an den Gescheiterten – wenn wir diese aus unserer Gemeinschaft und unserem Bewusstsein abspalten?

Schließlich in weltweiter, weltkirchlicher Perspektive: „Scheitern zwei Drittel der Menschheit? Scheitert da nicht das letzte Drittel“¹, scheitern *wir* da nicht auch?

Heilsamer Schock

„In meiner Jugend, als mich die Gottesliebe entzündete, meinte ich, ich würde die

ganze Welt zu Gott bekehren. Aber bald verstand ich, es würde genug sein, wenn ich die Leute meiner Stadt bekehrte, und ich mühte mich lang, doch wollte es mir nicht gelingen. Da merkte ich, dass ich mir immer noch zu viel vorgenommen hatte, und ich wandte mich meinen Hausgenossen zu. Es ist mir nicht gelungen, sie zu bekehren. Endlich ging es mir auf: mich selbst will ich zurecht schaffen, dass ich Gott in Wahrheit diene. Aber auch diese Bekehrung habe ich nicht zustande gebracht."²

Von diesem heilsamen Schock des Scheiterns, den der altgewordene Rabbi hier erfährt, will der Mensch in seiner ersten Lebenshälfte nichts wissen. Wie für die meisten jungen Tatendurstigen konnte auch mir der Lebenseinsatz in der ersten Lebenshälfte nicht radikal genug sein. Es reizte geradezu, ein Grenzgänger, ein Draufgänger zu sein. Nicht selten rücksichtslos gegen mich selbst und andere. Genau auf diesem Weg aber wird einer zu den Gescheiterten geführt, den Stillen und Scheuen, den Randsiedlern der Gesellschaft. Und genau diese konnten mir dann erfahren zur Seite stehen in meinem nicht ausbleibenden Scheitern. Bei den Gescheiterten ging ich in die Schule. Jene, die sich nicht über ihr eigenes Scheitern hinwegtäuschen, können mich in die schwierige „Kunst des Scheiterns“³ beiführen. Sie helfen mir – falls dieser saloppe Ausdruck taugt – „gescheit zu scheitern“.⁴ Und ich erkenne: „Wie ein Mensch sich der Erfahrung des Mangels, der Niederlage, des Scheiterns stellt, sagt mehr über seine Persönlichkeit aus als sein Umgang mit Triumph.“⁵

Nach jahrelangem Kämpfen und wiederholtem Scheitern stieß es aus einem Freund wie in einer plötzlichen Erleuchtung hervor: „Der Mensch ist schwach.“ In diesem Satz nach der zweiten Büchse Bier auf einer abgelegenen Parkbank offenbarte und verbarg sich seine Lebenserfahrung, seine Lebensweisheit. Er war der Abtreibung entkommen, weil die junge Mutter, noch Azubi, katholisch erzogen war. Zum Glück! Doch lieben konnte sie ihn nicht wirklich, ihn, der schuld war am Abbruch ihrer berufli-

chen Entwicklung. Wofür er nun wirklich nichts konnte. Er wurde – wen wundert’s – zum „schwierigen Kind“. Darum häufig eingesperrt, stunden-, ja tagelang. Seitdem hat er mit Aggressionen und Gewaltfantasien zu kämpfen. Wo’s eng wird, muss er sich verdrücken, um sich und andere vor Gewaltausbrüchen zu schützen – in Beziehungen, bei der Arbeit. Der Mensch ist schwach. Und dadurch unversehens überfordert. Wie schnell scheitere auch ich an ähnlichen inneren und äußeren Realitäten, mit denen ich dann langsam und mühsam leben lerne! Im Bejahen eigenen Scheiterns über Jahre hin scheitern – bis allmählich und erst im Rückblick bemerkt mein Scheitern drinnen ist in mir, nicht mehr abgespalten. Jetzt schließlich doch noch eingefügt in eine gerade durch dieses Scheitern erweiterte und vertiefte Lebensgestalt. Nur so gewinne ich transzendente Tiefe und persönliches Profil. Nur durchs Scheitern hindurch kann ich zur Welt kommen, Gestalt finden, mich offenbaren. Schon das Trauma der Geburt war das Scheitern seliger Symbiose. Und lebenslang werde ich durch Erfahrungen des Scheiterns an den Nullpunkt, den Geburts- und Wendepunkt geführt. In notvollen seelischen Erfahrungen des Zugrundegehens werde ich je neu in den Grund geführt. Um dann gleichsam im Abstoßen vom unergründlichen Grund her wie neu geboren aufzutauchen. Ist es diese Lebenserfahrung, auf die Jesus im Gespräch mit Nikodemus anspielt: „Wenn jemand nicht von neuem geboren wird, kann er das Reich Gottes nicht sehen.“⁶

Scheitern und Schuld

Ist mir dann aber doch das Sprechen über mein Scheitern zum Tabu geworden, weil ich mich an diesem Scheitern schuldig fühle? Oder im Öffentlich-Werden des Scheiterns nackt und sehr verwundbar?

Unsere Wirtschaft funktioniert tendenziell so: Gewinne werden privatisiert, Schulden sozialisiert. In der Kirche gilt auch Jahrzehnte nach lehramtlicher Diagnose

von „struktureller Sünde“ bzw. „Strukturen der Sünde“⁷: Schuld wird privatisiert. Auch wenn dies – wie im obigen Beispiel – zuerst einmal überhaupt nicht der Wahrheit entspricht.

Jesus sieht den Menschen nicht zuerst als Sünder. Er sieht ihn als Mit-Mensch. Er sieht in ihm den schwachen, hilflosen Menschen und dann erst den verantwortlichen Sünder. Was hat jede*r seit Jahren und Jahrzehnten im Lebensgepäck! Meist unbewusst. Je näher wir Menschen kennenlernen, desto tiefer wird diese Einsicht.

Zugleich gilt: nur der Betroffene selbst kann *heute* den Hebel ansetzen, dem Unrecht *heute* keine zusätzliche Macht mehr über sein Leben zu geben. Es gibt keinen aufrechten Weg, ohne das eigene Fortschreiben der Geschichte *heute*, die eigene Versuchung *heute* in den Blick zu nehmen. Sei es die Versuchung, introvertiert in der alten Opferrolle stecken zu bleiben, oder die Versuchung, extrovertiert auf die Gegenseite, in die zuvor erlittene Täterrolle zu wechseln. Ich bleibe unreif, werde nicht erwachsen, solange ich die Schuld allein den Andern, den Eltern, der Gesellschaft, der Kirche, der Bistumsleitung, dem Ortspfarrer etc. zuschreibe. Selbst wenn dies weitgehend der Wahrheit entspräche: Da mache ich es mir zu meinem eigenen Schaden zu bequem. Ich richte mich in einer ätzenden Opferrolle ein. Gefalle mir womöglich noch darin. Fühle mich darin sicher, weil ich mich hier auskenne. Spätestens von diesem Moment an stricke ich kräftig mit am Netzwerk der Schuldzusammenhänge und verstricke mich selber darin. „Du bist die Aufgabe. Kein Schüler weit und breit.“⁸ Wenn ich dies nicht begreife, werde ich selber schuldig an dem mir geschenkten Leben und an dem mir innewohnenden Geist, „der lebendig macht“⁹. Und der alte Paulus verpasst mir einen kräftigen Rippenstoß: „Zur Freiheit hat dich Christus befreit. Bleib darum fest und leg dir nicht selbst das Joch der Knechtschaft von neuem auf!“¹⁰

Wenn ich so nach innerem Ringen über meine ichbezogene Enge hinausgehe, Be-

ziehung suche in Gebet und Gespräch, kann ich vom Gescheiterten wieder zum „Autor meiner eigenen Lebensgeschichte“ werden. Nur da werde ich wirklich Mensch, wo ich mir die Geschichte meines Lebens nicht diktieren oder gar (vor-)schreiben lasse, sondern verantwortlich selber schreibe.¹¹ Denn meine Identität entscheidet sich nicht an dem, was über mich entschieden wird. Meine Identität entscheidet sich an dem, was und wie *ich* entscheide. Ist das mir zugefügte Unrecht auch noch so groß (wie im Beispiel des Freundes) – ein winziger, jedoch entscheidender Freiraum bleibt immer: Wie stelle ich mich dieser meiner Geschichte? Wie antworte *ich heute*? Wie finde ich in die Selbstachtung und in die Selbstverantwortung hinein?

Scheitern ist eine traumatische Erfahrung. Noch nach Jahren und Jahrzehnten bleiben Selbstachtung und Selbstmitgefühl „angeknackst“, brüchig. Bei Stress, Konflikt und gefühlter Überforderung bedarf es einer besonderen persönlichen Zuwendung und Unterstützung: „Was bist du bedrückt, meine Seele, und was ächzt du in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken.“¹² Wie der bedrängte Beter im Licht Gottes sich seiner Seele zuwendet, so bedarf dessen die Seele des einst Gescheiterten in seiner Angst, wieder zu scheitern. Die Bibel, weitherziger als wir, nimmt solches Selbstmitgefühl, solches Selbstgespräch auf in ihr Gebet, den Psalter!

Scheitern als notwendiger Weg zum Heil?

„Im Kreuz ist Heil.“ Da stockt der Atem! „Im Kreuz ist Heil, im Kreuz ist Leben, im Kreuz ist Hoffnung.“ So hören wir die Kirche, hören wir uns selbst singen. Hartes Paradox, logisch unlösbar.

Genauso bäumt sich mein Lebenswille auf, wenn Beethoven zitiert wird: „Die Kreuze im Leben eines Menschen sind wie die Kreuze in der Musik: Sie erhöhen!“ Ja, ich

weiß: „C“ wird zum „Cis“, wenn ein Kreuz davorsteht. Ein Kreuz, in die Notenzeile gezeichnet, erhöht den ihm folgenden Ton. Ein Kreuz, eingezeichnet in mein Leben, erhöht mein Leben? Kann das stimmen?

Was mir als Scheitern erscheint, muss offensichtlich nicht Scheitern bleiben. Wie war das noch? Scheitern kommt vom abgespaltenen (Holz)Scheit. Hört Scheitern also auf, Scheitern zu sein, sobald ich es nicht mehr abspalte?

„Wir kommen ins Leben und können so gut wie nichts. Alles, was wir uns aneignen, erarbeiten wir uns durch bewusstes Scheitern.“¹³ Scheitern ist also lebenswichtig. Schon meine ersten Schritte lernte ich durch Scheitern: Ich fiel wieder und wieder hin. So bleibt es: Ich komme in meinem gesamten Lebenslauf durch mein zuerst abgelehntes, dann aber doch adoptiertes Scheitern weiter. Nicht nach meinem alten Muster komme ich weiter. Im Scheitern geschieht ein Musterbruch. Ein neuer Weg, eine neue Tiefe, eine neue Qualität tun sich im Scheitern auf. Solch bewusstes, „gescheites“ Scheitern kann immens fruchtbar wirken. Wenn ich mein Scheitern durchfühle, bedenke und betend mit Gott und Mensch in Beziehung bringe, kann es in mir einwohnen und neue, nie geahnte Wachstumsprozesse initiieren. Davon verstehe ich nichts. Weiß nicht, wie mir geschieht. Ist es womöglich die Realpräsenz dessen in mir, den wir den auferstandenen Gekreuzigten nennen? Geschieht hier mein Hineingenommen-werden in ihn und durch ihn in den Tanz des dreieinen Gottes? Eins erfahre ich deutlich: dieses Gezeichnetsein vom Leben, diese leidvolle Kerbe verbindet mein Leben mit einer abgründigen Tiefe. Einsichtig ist sie mir nicht. Nichts weiß ich von ihr – außer: Diese unfassbare Tiefe ist real präsent, ist akute Gegenwart – nicht irgendwo draußen, sondern drinnen im ureigensten, unbewussten Grund.

Dagegen kann mich äußerer Erfolg geistlich nichts lehren, wenn ich über 40 bin. Er fühlt sich nur noch gut an. Das ist alles.¹⁴

Die harte Schale des Unmöglichen

In einem Weihnachtsbrief an die Priester (1990) schrieb Bischof Hemmerle, wie ihn ein Gespräch des Priesterrates zum Thema „Kirche und Kunst“ mit dem Künstler und Priester Herbert Falken nachhaltig bewegte. Dieser hatte Pater Leppich zitiert mit dem Wort, auch Seelsorge sei eine Kunst. „Kunst“, so Hemmerle, „wäre ja wohl immer so etwas wie ausgelittene und verwandelte Unmöglichkeit, Koinzidenz von äußerster, konzentrierter Anstrengung und unkonstruierbarem Gelingen.“¹⁵ Seelsorgekunst an der eigenen wie an der fremden Seele als die ausgelittene und verwandelte Unmöglichkeit. Und dies in äußerster innerer Aktivität wie zugleich durchgestandener äußerer Passivität.

So wurde der Freund, von dem ich erzählte, über Jahrzehnte durch sein wiederholtes, irgendwann adoptiertes Scheitern hindurch zum Lebenskünstler, zum Gestalter seines einmaligen, besonderen Lebensweges. Im Scheitern und durch dieses Scheitern hindurch entwickelte sich sein Lebensprofil. Durch sein brüchiges, zitternd durchgehaltenes Vertrauen gestaltete sich das stille Kunstwerk seines Lebens. So kann auch ich von innen her durch mein Scheitern hindurch neues Lebensprofil gewinnen – durch mein Dranbleiben durch „ausgelittene und schließlich verwandelte Unmöglichkeiten“ hindurch. Dies geschieht immer geistlich, geistgewirkt, auch wenn es in diesem Sinne nicht reflektiert und verbalisiert wird. Dann renne ich nicht mehr verzweifelt gegen die harte Lebensgrenze an. Ich bebrüte sie gleichsam, ausharrend, erwärmend. Und eines Tages, nicht vorausberechenbar, bricht die harte Schale des Unmöglichen auf. Es bricht etwas auf, was bei besten Fähigkeiten und Möglichkeiten nicht zu schaffen gewesen wäre. Nicht etwas Gecovertes. Etwas wirklich Neues! Das Wunder einer nicht herstellbaren neuen Lebensgestalt, einer neuen Art in Beziehung zu sein, Mit-Mensch und Mit-Christ zu sein. Dieses Wunder geschieht nicht plötzlich. Es reift unbemerkt heran. Und dann ist

sie plötzlich sichtbar und erfahrbar – diese neue Gestalt eines neuen Weges. Und Paulus hat recht: „Was gesät wird, ist armselig, was auferweckt wird, herrlich. Was gesät wird, ist schwach, was auferweckt wird, ist stark.“¹⁶

So entwickelt sich ein „Zeugnis Gottes, das von ihm (Gott) ausgeht, das er selber gibt – aber gibt, indem wir es geben, indem wir drinnen sind, indem es sich aus uns ‚gebirt‘. Mir kam das Pauluswort von den Geburtswehen in den Sinn, welche er leidet, bis Christus in uns Gestalt gewinnt ... Unser eigenes Leben, unser eigenes Ich sollen ein Gestaltwerden Christi in uns sein. Unser eigenes Leben soll ein ‚Kunstwerk‘ werden. ... Das Leben ein Kunstwerk – wie weit sind wir davon entfernt, und wie wenig können wir doch darauf verzichten, dass unser Leben Gestalt gewinnt, Gestalt, die in sich ein Ganzes ist und zugleich ins Ganze sich einfügt.“¹⁷

Wer dem Tod entkommen, wem das Leben dann gerettet, doch gezeichnet ist, der hat intensiver zu leiden und zu kämpfen, „dass sein Leben Gestalt gewinnt, Gestalt, die in sich ein Ganzes ist und zugleich ins Ganze sich einfügt“. Es scheint nicht anders möglich zu sein, als an dieser ersehnten menschlicheren Lebensgestalt immer wieder zu scheitern, doch im Scheitern nicht liegen zu bleiben, sondern – wie beim kindlichen Laufen-lernen – sich zu erheben. Von innen her, vom Geist, der in uns wohnt und über dem Chaos ruht und brütet, inspiriert.

Bis zum letzten Atemzug werde ich mich gegen das Scheitern wehren. Geschieht es denn je anders als durch Überwältigung? Je anders als durch Kapitulation vor der Übermacht der Verhältnisse, inneren wie äußeren? Aber diesen durch annehmendes, wärmendes Bebrüten der Unmöglichkeit ausgelöste Durchbruch neuen Lebens – diesen göttlichen Durchbruch – erfahre ich wie eine *sanfte* Überwältigung, eine *beseiligende* Kapitulation! Die Zeugnisse christlicher Mystik sind voll davon.

„Die Persönlichkeit, das Leben, die solches ‚vermögen‘, sind wahrhaft ein Kunstwerk.

Doch wie soll dieses Kunstwerk gelingen? Wie geht das? ... Es miteinander ‚hinüberheben‘ zu Ihm ... Geburtswehen, bis Christus in uns und durch uns Gestalt gewinnt. In der Sprache von Herbert Falken: Wir kommen nicht am Scheitern vorbei, aber dieses Scheitern ‚erscheitert‘ Seine Gestalt.“¹⁸ Und ich spüre am eigenen Leibe: „Das Wort ‚sein‘ bedeutet im Deutschen beides: Da-sein und Ihm-gehören.“¹⁹

Die je größere Vergebung

Solange ich mich der Wahrheit eigenen Scheiterns nicht stelle, solange vermag ich nicht, mich den gesellschaftlich oder kirchlich Gescheiterten zu stellen. Angstbesetzt geh ich ihnen aus dem Weg. Dabei verharret mein Denken im alten Muster, der Welt angepasst.²⁰ Es spiegelt nichts anderes wider als die weltliche Vergeltungsjustiz, die rechnet, der aber nicht an Versöhnung und Vergebung für die schuldhaft Gescheiterten gelegen ist. Gesetz ohne Geist. Gesetzeslehrer ohne Heiligen Geist. Jesus kennt sie und geht die hart an, die den geistlichen Urknall nicht hören wollen, die immer noch nichts wissen wollen von der göttlichen Vergebungsallmacht.

Der Auferstandene begegnet nach seinem schuldlosen Scheitern den schuldhaft gescheiterten Jüngern anders. Er zeigt den ängstlich Gescheiterten seine Wunden, verbirgt sie nicht, überspielt sie nicht, hält sie ihnen aber auch nicht zum Vorwurf hin, sondern im Frieden. Und den strahlt er aus, der Misshandelte, der Gescheiterte: „Friede sei mit euch!“ Und nochmals, weil so entscheidend für die Auferweckung in eine neue Lebensgestalt: „Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch. Wem ihr die Sünden vergebte, dem sind sie vergeben; wem ihr die Vergebung verweigert, dem ist sie verweigert.“²¹ Wie lange verstand ich dies so: Die Kirche, sprich das Amt, das Lehramt entscheidet: was kann vergeben werden, was nicht? Doch wie könnte dies zusammengehen mit Jesu ureigenstem Wort an

Petrus, den späteren Amtsträger: „Nicht siebenmal, sondern siebenundsiebzigmal“²² sollst du vergeben. Also immer! Kaum etwas ist deutlicher in der froh machenden Botschaft Jesu vom Reich Gottes als diese absolute, göttliche Barmherzigkeit, diese Vergebungsallmacht Gottes.

Als ich in Exerzitien eine ganze Woche die Passion Jesu betrachtete, fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen: Jesus in seiner Ohnmacht und Qual am Kreuz sagt nicht: „*Ich* vergebe euch!“ Er war wirklich Mensch wie ich. Auch er konnte im Schmerz nicht gleich vergeben! Doch dabei belässt er es nicht. Er hält fest an der je größeren Vergebungsallmacht Gottes und wendet sich in seiner Not an den Vater: „Vater, vergib *du* ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!“²³ Welcher Trost, welche Orientierung steckt für mich Vergebungsanfänger in dieser Wendung Jesu an den Vater! Eine heilsame Spur, ihm darin zu folgen, wenn ich selbst unfähig bin zu vergeben. „Gott, vergib *du*! Ich kann es noch nicht. Möchte dir aber hinterher in deinem Vergeben-können!“

„Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben. Wem ihr die Sünden nicht vergebt, dem sind sie nicht vergeben.“ Als ich dieses Wort Jesu mit einer Gruppe Seminaristen besprach, merkte einer erschrocken auf: „Ja, dann ist die Verweigerung der Vergebung, womöglich die größere Sünde als jene des Anderen, die ich nicht vergebe!“ Ist dies die Sünde wider den Heiligen Geist, von der Jesus sagt, dass sie nicht vergeben werden kann? Genau weil sie die göttliche Vergebungsallmacht blockieren will!?

Ausblick: Vom Persönlichen zur Pastoral

Wie endete noch die chassidische Erzählung? „Endlich ging es mir auf: mich selbst will ich zurechtschaffen, dass ich Gott in Wahrheit diene. Aber auch diese Bekehrung habe ich nicht zustande gebracht.“ Ist dies nicht ein Scheitern, das letzten En-

des beseligt: Ich schaff es nicht. Ein Anderer tut's in mir und durch mich hindurch! Glückliches Scheitern! Das nach all dem Davonlaufen angenommene Kreuz wurde mir zum Heil – mir für die Mitgescheiterten, die Vielen! Um heute zu werden, was die frühen Christen damals waren: „Anhänger des neuen Weges“.²⁴

Manches ließe sich aus dem Persönlichen geistlich folgern für die Erneuerungsprozesse in den Bistümern. Auch diese sind unvermeidbar mit Angst und Abwehr, Verletzung und Scheitern verbunden. Doch bin ich und sind wir fähig und bereit, diese Erfahrung des Scheiterns, diese Passionsgeschichte, die wie Wehen zum Gebären des Neuen gehört, respektvoll zu begrüßen und anzunehmen? In der Pastoral wie im Persönlichen: Es gibt keinen Weg am Scheitern vorbei. Das Neue will erscheitert werden, so sehr wir uns auch dagegen aufbäumen. Das Gebären neuen Lebens geht nicht schmerzfrei. Doch weil sie wehtun, sind Geburtswehen noch lange keine Krankheit. Aber wie Geburtswehen kostet fruchtbares Scheitern Kraft. Kostet immens viel Kraft. Nicht wenige im pastoralen Dienst leben allerdings – selten zugegeben – nur mit gerade noch hinreichender *Überlebensenergie*. Doch knapp bemessene Überlebensenergie reicht nicht zum Erscheitern neuer Wege.

In einer solchen Situation sucht ein kraftloser, zu Depressionen neigender Mensch Rat bei einem alten Mönch. „Was wünschen Sie für sich selbst?“ fragt ihn überraschend der Mönch. „Ruhe... Ich wünsche mir einfach Ruhe“, meint der Kraftlose. Darauf der Mönch: „Ruhe ist Ihnen eine Notwendigkeit – aber kein Wunsch. Sie brauchen die Ruhe zum Überleben... Um aber wieder zu wirklicher Handlungskraft und Energie zu kommen, müssen sie sich einen wirklichen eigenen Wunsch erfüllen. Sie müssen Ihre Energieform ändern. Sie müssen von der Überlebensenergie in die *Schaffensenergie* kommen.“²⁵

Da stellt sich die drängende Frage: Sorge ich, sorgen wir genug dafür, dass unsere Kräfte nicht nur gerade noch zum Überle-

ben reichen? Ist da noch genügend schöpferische, geistliche Lebenskraft, um mit den Wehen im Geburtsprozess zu atmen?

Stephan Winter

An den Grenzen des Daseins ...

Potentiale und Risiken gottesdienstlicher Feiern angesichts von Großschadensereignissen

Anmerkungen

- 1 Gotthard Fuchs, Jürgen Werbick, Scheitern und Glauben, Vom christlichen Umgang mit Niederlagen. Freiburg 1991, 20.
- 2 Martin Buber, Die Erzählungen der Chassidim. Zürich 1949, 700.
- 3 Konstantin Wecker, Die Kunst des Scheiterns. München 2009.
- 4 Felix Maria Arnet, Gescheit scheitern. Offenbach 2017.
- 5 Roger Willemsen, Der Knacks. Frankfurt am Main 2010, 29.
- 6 Joh 3,3.
- 7 Johannes Paul II., *Sollicitudo rei socialis*, Sozialenzyklika vom 30.12.1987, 36.
- 8 Franz Kafka, Nachgelassene Schriften und Fragmente II. Frankfurt am Main 2002, 118.
- 9 Das Große Glaubensbekenntnis.
- 10 Vgl. Gal 5,1.
- 11 Viktor E. Frankl, zitiert nach: Elisabeth Lukas, Spirituelle Psychologie. München 1998, 109.
- 12 Ps 42,6.12; 43,5.
- 13 Felix Maria Arnet 10.
- 14 Richard Rohr, Der göttliche Tanz. Wie uns ein Leben im Einklang mit dem dreieinigen Gott zutiefst verändern kann. Asslar 2017, 60.
- 15 Klaus Hemmerle, Hirtenbriefe. Aachen 1994, 151.
- 16 1Kor 15,43.
- 17 Klaus Hemmerle 151-153.
- 18 Ebd. 158.
- 19 Franz Kafka 123.
- 20 Röm 12,2.
- 21 Joh 20, 19-21.23.
- 22 Mt 18,21-22.
- 23 Lk 23,24.
- 24 Apg 9,2.
- 25 Stefan Weiss, Der Mai Tai trinkende Mönch und die Lehre der Authentizität. München 2017, 93f.

Die Gestaltung von öffentlichen Trauer- und Gedenkfeiern aus Anlass von Großschadensereignissen hat in jüngster Zeit vermehrt theologische Reflexionen hervorgerufen.¹ Die Fragestellungen, die dabei eine Rolle spielen, berühren Themen wie das Verhältnis von Kirche(n) und Gesellschaft (siehe unten Abschnitt 2.1), das Zusammenwirken verschiedener Religionen (Abschnitt 2.2) sowie die Suche nach angemessenen Formen christlicher Gott-Rede im pluralistischen Kontext (Abschnitt 3). Warum gerade anhand solcher außerordentlicher Gottesdienste Themen von so grundlegender Bedeutung ins Blickfeld kommen, lässt sich von philosophischen und soziologischen Überlegungen her plausibel machen (Abschnitt 1).

1. Grenzsituationen als Verdichtung menschlichen Daseins

Seit einiger Zeit wird in Philosophie und Soziologie der Diskurs über die Situation wieder lebhafter geführt.² Der gemeinsame Ausgangspunkt lässt sich mit Jaspers so fassen, dass niemand sein generelles In-Situation-Sein aufheben kann: „Weil Dasein ein Sein in Situationen ist, so kann ich niemals aus der Situation heraus, ohne in eine andere einzutreten.“³ Der Situationsbegriff wird dabei auf der Reflexionsebene unterschieden von dem der Lage: Menschen sind in der Lage dazu, etwas zu tun, und sie befinden sich in einer jeweiligen Lage zur Welt.⁴ Gemeint sind zum einen anthropologische Fähigkeiten und spezifische Potenziale des

Menschen, zum anderen dessen raum-zeitlich verfasstes Zur-Welt- und In-der-Welt-Sein. In eine Situation geraten Menschen aus der/einer Lage heraus, wenn die Welt sich widerständig zeigt und herausfordert. Ein Problem, eine Aufgabe oder Krise ist es, die zum Handeln veranlasst, und wenn das vorgegebene oder selbst gesetzte Handlungsziel erreicht ist, geht eine spezifische Situation wieder zu Ende. – Der Mensch ist demnach „situativ, situiert und situierend – zur Welt und mit der Welt und zu Anderen und mit Anderen. Mensch-Sein, Handeln und Situation verweisen in konstitutiver Weise (wechselwirkend) aufeinander.“⁵ – Weil aber Situationen durchsetzt sind mit einer überbordenden Fülle von Verweisungs- und Anschlussmöglichkeiten (Niklas Luhmann), brauchen Menschen eine Reduzierung von Komplexität, um sie leben zu können: „Insofern kennt die philosophisch-anthropologische Situationstheorie die Spannung von Situation und Institution, von offener Komplexität der Situation und ihrer sinnhaften Reduktion durch das Gefüge der Institution. Und insofern interessiert sich der Ansatz systematisch für körperlich eingebettete Gewohnheiten und Habitualisierungen als sinnhaftem Umgang mit den Gegenständen und Artefakten, für sinnlich konkrete Zeremonien, Rituale, schließlich sinnlich präsente Institutionen als sinnhafter Stabilisierung im Verhältnis wechselseitiger Unergründlichkeit (wie Plessner es nennt) oder ›doppelter Kontingenz‹ (Luhmann).“⁶ – Wie aber müssen Habitualisierung und Institutionalisierung zusammenwirken, wenn – wie im Fall von Großschadensereignissen – so genannte Grenzsituationen auftreten, in denen jede herkömmliche Technik der Komplexitätsreduzierung versagt? In seiner berühmten Studie „Lachen und Weinen“ (1950) untersucht Helmuth Plessner, welche Krisenreaktionsmuster diesbezüglich in die menschliche Natur eingebaut sind – seine These: Eine solche „Theorie der menschlichen Natur“ kann aufdecken, dass Lachen und Weinen Reaktionen des Körpers auf Krisen des Geistes angesichts tatsächlich, also prinzipiell nicht abschließbarer offener Situationen

sind. Plessner geht von der „exzentrischen Position“ des Menschen aus: Das menschliche Lebewesen muss seinen Körper, den es hat, und den Leib, der es ist, in situationspezifischen Verhaltensantworten miteinander in Ausgleich bringen. Im entsprechenden Spielraum zwischen Körper als gegebenem Objekt und Leib als empfundenem Eigensein gibt es drei Grundtypen des Verhaltens: erstens den Einsatz des Körpers als Instrument im gestisch geformten Ausdruck; zweitens die Freigabe des Körpers als Resonanzboden in der Ausdrucksgebärde des Gefühls; schließlich drittens die sprachliche Artikulation der Situation. Lachen und Weinen stehen allerdings quer zu diesen Grundtypen, weil es sich hier um verselbstständigte, unartikulierte, undurchsichtige Körperreaktionen handelt, die aber doch sinnhaft – nicht wie etwa Erbrechen reflexhaft – aufzufassen sind. Lachen und Weinen werden ausgelöst durch Unterbrechungen des Sinns, der die komplexe Situation reguliert. Sie sind Ausdrucksformen geistiger Krisen, die seelisch erlebt werden. Voraussetzung dieser Reaktionen ist die Fähigkeit zum Gefühl, das Ausdruck der Resonanzergiffenheit des exzentrisch positionierten Menschen ist: „Obwohl das Gefühl unsachlich, d.h. nicht an die Maßstäbe der theoretischen oder praktisch-ethischen Stellungnahme gebunden ist, braucht seine Subjektivität die Distanz zu einer objektiven Sphäre, um sich, über sie hinwegsetzend, ihren unmittelbar erreichbaren Qualitäten zu verbinden. Nur wo ein Verstand ist, kann auch ein Herz sein. [...] Das Gefühl ist wesentlich menschlich.“⁷ – Das Weinen wird durch solche Gefühle ausgelöst, „in denen der Mensch einer Übermacht inne wird, gegen die er nichts vermag. Dieses Gewahrwerden der eigenen Ohnmacht muß gefühlsmäßig geschehen, es muß uns treffen und ergreifen, um den Akt der inneren Preisgabe auszulösen, welcher das Weinen bedingt.“⁸ Die Übermacht kann sich in Anlässen wie Schmerz, Trauer, aber auch Reue, überraschender Freude und Bekehrung zeigen. Ihnen allen gemeinsam ist eine „Aufhebung der Verhältnismäßigkeit des Daseins“⁹; sinnhafte Vermittlung ist nicht mehr mög-

lich¹⁰, was sich etwa im Bereich seelischen Schmerzes, der sich aufgrund eines unersetzlichen Verlustes und der entsprechenden Kränkung ergibt, in Erregungszuständen wie Wut, Zorn, Trotz und Verzweiflung manifestiert. Anlässe für das Weinen (wie das Lachen) sind also Situationen, die prinzipiell desorientierend und desorganisierend sind. Im Blick auf Großschadensereignisse lässt sich zusätzlich danach differenzieren, ob Menschen davon unmittelbar oder mittelbar betroffen sind: Für die unmittelbar betroffenen Opfer sind diese Ereignisse bei ihrem Eintritt bedrohlich. Weltoffene Situationen von bedrohlichem Charakter erzeugen Schwindel. Anders ist es für Helferinnen und Helfer, Menschen aus dem sozialen Umfeld der Opfer etc.: Die Katastrophe bildet für sie ebenfalls eine weltoffene Situation, sie ist aber nicht unmittelbar bedrohlich für Leib und Leben. Sie reagieren deshalb nicht mit Schwindel, sondern typischer Weise mit Weinen. Während der Schwindel dazu führt, dass die Person kapituliert, weil ihr die Einheit von außen entzogen wird, überlässt sie ihren Körper im Weinen sich selbst und verzichtet von sich aus auf die Einheit mit ihm, wodurch sie noch in der Preisgabe ihre Souveränität bezeugt: „Wie es das Vorrecht des Menschen ist, in derart unmögliche Lagen zu geraten – unmöglich für ihn als Person, aber unvermeidlich für den Geist, d.h. seine Exzentrizität –, so ist es auch sein Vorrecht, den Körper an seiner Stelle antworten zu lassen.“¹¹ – Was folgt daraus für das rituelle Handeln?

2. Die Rolle von (christlich geprägten) Ritualen nach Großkatastrophen

2.1 *Rituale als Formen der Bewältigung von Grenzsituationen im pluralistischen Kontext*

„Rituale in einem engeren Sinne der Begriffsverwendung sind in der Regel bewusst gestaltete, mehr oder weniger form- und

regelgebundene, in jedem Fall aber relativ stabile, symbolträchtige Handlungs- und Ordnungsmuster, die von einer gesellschaftlichen Gruppe geteilt und getragen werden [...] Sie vermindern die Unberechenbarkeit und Unsicherheit menschlicher Handlungsmöglichkeiten, indem sie allgemein akzeptierte Handlungsformen vorgeben, die aber durch »praktische Logik«, Performanz und Aktualisierung stetig verändert und angepasst werden [Ritualdynamik].“¹² Rituale reduzieren die Komplexität von Situationen, damit Handeln ermöglicht wird, und das gilt für Grenzsituationen im Sinne Plessners in besonderer Weise. Pointiert auf unser Thema hin gesagt: Rituale nach Großkatastrophen sind von daher so zu verstehen, dass sie im Blick auf das soziale Umfeld der Opfer, auf Helferinnen und Helfer etc., aber auch im Blick auf die Gesellschaft das Vorrecht des Körpers, auf Grenzsituationen mit Weinen zu reagieren, in institutionalisierter Form aufnehmen. Die Gestaltung der Rituale zielt deshalb idealiter darauf ab, gemeinsam die distanzlose Sachqualität bewusst als Übermacht wahrzunehmen, um dann im rituellen Vollzug das Unbedingte sich melden zu lassen, das sich genau als diese Übermacht zeigt: In Grenzsituationen kann „das Ergreifende, Rührende, Geliebte, Heilige und Hohe [... auch] als das absolut Eindeutige und zugleich Entrückte [begegnen], als das reine Ende für unser auf Verhältnismäßigkeiten, Relationen und Relativitäten, auf Druck und Gegendruck abgestimmtes Verhalten“¹³: „Ohnmacht vor ihm ist vielleicht kein glückliches Wort, weil es den Anschein erweckt, als wäre nur ein Unvermögen da, gegen eine Gewalt sich aufzulehnen. Und doch sprechen wir auch hier, wenn uns die Tränen kommen, zu Recht von Weich- und Schwachwerden. In dem Durchbrochensein der normalen Verhältnismäßigkeit unseres Lebens in und mit der Welt, die uns sonst die Reinheit des Seins des Seienden, die Güte der Güter verdeckt, sind wir an eine Grenze alles Verhaltens geraten. Wird sie auch von keiner innerweltlichen Gewalt gebildet, die schmerzt und verletzt, sondern von der Gewaltlosigkeit in der Essenz, von Entrückt-

heit, Wehrlosigkeit, vom Entgegenkommen und von schenkender Gnade, so treffen wir gleichwohl in ihr auf eine letzte Grenze, ein unbedingtes Ende.“¹⁴ – Ob man Plessner hier im Detail folgen mag oder nicht: Der rituelle Umgang mit einem Großschadensereignis als Grenzsituation wird jedenfalls im pluralistischen Kontext mit der faktischen Multioptionalität bei der Deutung der letzten Grenze in diesem Sinne rechnen müssen. Eine religiöse resp. die christliche Deutung stellt dabei aber nach wie vor eine durchaus attraktive Möglichkeit dar.¹⁵ Das zeigt sich nicht zuletzt daran, dass es zumindest im bundesrepublikanischen Kontext bislang die christlichen Großkirchen sind, die nach Großschadensereignissen staatlicherseits darum gebeten werden, für die Gestaltung der Trauer- und Gedenkfeiern die Federführung zu übernehmen. Ihnen wird am ehesten zugetraut, dafür aus ihrer maßgeblich durch rituelle Praxen geprägten Tradition heraus Ressourcen zur Verfügung zu haben. Zugleich wächst die Sensibilität dafür, dass rituelle Ausdrucksformen christlicher Prägung um der gesamtgesellschaftlichen Bedeutung dieser Feiern willen immer auch „in der Perspektive der Anderen“¹⁶ gesehen werden müssen, also u.a. von den jeweils anderen Religionen her; und es geht des Weiteren „um religiöse Inhalte, Deutungen und Rituale [...], die aus den Konfessionen und Religionen stammen, aber in pluralistischen Gesellschaften eine Geltung gewinnen, die über die Religionen hinaus in die bürgerliche Gesellschaft hineinreicht.“¹⁷ – Im Juli 2018 wurden Fragen, die sich von daher ergeben, auf einer Tagung in Erfurt intensiv diskutiert¹⁸; die Publikation der Erträge soll zeitnah erfolgen. Nur auf zwei Aspekte will ich kurz eingehen:

2.2 Das Zusammenwirken der Religionen angesichts von Großschadensereignissen als ritendiakonische Aufgabe

Adäquate Formen des öffentlichen, rituellen Zusammenwirkens verschiedener Reli-

gionen im Dienst an einer zutiefst erschütterten Gesellschaft zu finden, stellt vor dem skizzierten Hintergrund sicherlich eine der aktuell größten Herausforderungen dar. Hier sind u.a. Fragen nach den Rollen einzelner Vertreter*innen staatlicher Institutionen und Religionen resp. deren Mit- und Zueinander zu bearbeiten, ebenso Fragen, die die Gesamtästhetik und insbesondere die sprachliche Ausgestaltung gemeinsam vollzogener Teilakte mit Gebetscharakter betreffen. Zu Letzterem wurden bereits Richtlinien und Typologien entwickelt.¹⁹ Darauf kann ich nicht weiter eingehen. Jedenfalls haben entsprechende, religiös angelegte Feiern eine mehr oder weniger starke ritendiakonische Dimension. Diese haben religiöse Riten immer schon dann, wenn sie im pluralistischen Kontext anlässlich solcher Anlässe vollzogen werden, die innerhalb individueller oder kollektiver Biographien als bedeutsam eingestuft werden, aber erst Recht, wenn Großschadensereignisse den Kasus bilden. Das genauere Verständnis von »Ritendiakonie«²⁰ wird dabei vielfach diskutiert, wohl auch deshalb, weil die besonderen Herausforderungen und Risiken zunehmen, je mehr (auch) gottesdienstliches Handeln die gesellschaftliche Öffentlichkeit einbezieht.²¹ Hier sei nur festgehalten: Ein Balanceakt ist erforderlich, insofern Gläubige bereit und in der Lage sein müssen, auch Nichtgläubenden oder religiös indifferenten Menschen ihr Gottesbekenntnis zu bezeugen, ohne ihnen dieses Bekenntnis zuzumuten.²² Welche Sicht auf diese Zusammenhänge die verschiedenen Religionen haben, ist eine keineswegs triviale Frage, die im Blick auf die Kooperation in (auch) rituell geprägten Handlungszusammenhängen von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

3. Gesellschaftliche Erschütterung als Ernstfall christlicher Gott-Rede

Oben wurde hervorgehoben, dass die christliche Option innerhalb des pluralis-

tischen Kontextes nur eine mögliche ist, um in Grenzsituationen „das Ergreifende, Rührende, Geliebte, Heilige und Hohe [... auch] als das absolut Eindeutige und zugleich Entrückte“ zu deuten, als „das reine Ende für unser [...] [gewöhnliches] Verhalten“²³. Was es in concreto heißen kann, hierbei den gesamtbiblisch bezeugten Gott ins Spiel zu bringen, habe ich an anderer Stelle thematisiert.²⁴ Grundsätzlich ist entscheidend, die Glaubensüberzeugungen, wie sie die Liturgiekonstitution v.a. in der Kategorie des Pascha-Mysteriums gebündelt hat, ebenso klar wie sensibel auf die Situation einer weltanschaulich plural verfassten Versammlung hin zu artikulieren: »Pascha-Mysterium« „eignet ein erkennbarer Bezug zu der Grundfrage menschlicher Existenz [...]: wie man denn angesichts des unausweichlichen Todes dennoch sinnvoll zu leben und Hoffnung zu bewahren vermöchte. Wer hier auf das Pascha-Mysterium verweist, antwortet nicht mit einer Lehre, sondern mit einer Geschichte, die wiederum ein ganzes Bündel von Geschichten umschließt. Geschichten, die allesamt von einer Hoffnung handeln, die durch den Tod hindurch trägt: ... dass das Leben siegt.“²⁵

Anmerkungen:

1 Vgl. u.a. *Brigitte Benz/Benedikt Kranemann* (Hg.), Trauerfeiern nach Großkatastrophen. Liturgiewissenschaftliche Zugänge (EKGP 3), Neukirchen-Vluyn/Würzburg 2016; *Benedikt Kranemann*, Gesellschaft im Katastrophenalarm. Liturgiewissenschaftliche Perspektiven auf öffentliche Trauerfeiern. In: *IkaZ* 47 (2018), 263–271; *Winfried Haunerland*, Religiöse Trauerfeier oder christlicher Gottesdienst? Kirchliche Rituale nach Großschadensereignissen. In: *StdZ* 235 (2017), 247–256; *Benedikt Kranemann/Brigitte Benz*, Öffentlich trauern. In: *forschung. Das Magazin der Deutschen Forschungsgemeinschaft* 2016, H. 3, 6–11 (engl. Übersetzung: Mourning in Public. In: *german research. Magazine of the Deutsche Forschungsgemeinschaft* 2018, 2, 16–20). – In anderen Sprachgebieten haben entsprechende Reflexionen schon etwas früher eingesetzt. Vgl. u.a. *Paul Post* u.a., Disaster ritual. Explorations of an emerging ritual repertoire (Liturgia condenda 15). Leuven 2003.

2 Vgl. *Andreas Ziemann* (Hg.), Offene Ordnung? Philosophie und Soziologie der Situation, Wiesbaden 2013. – Zum hier Folgenden vgl. *Stephan Winter*, „... Oder bleibt nichts?“ Zur Herausforderung biblisch begründeter Gott-Rede angesichts von Großkatastrophen. In: *Benz/Kranemann*, Trauerfeiern (wie Anm. 1), 89–103.

3 *Karl Jaspers*, Philosophie II: Existenzerhellung (Erstausg. Berlin 1932). München u.a. 1994, 203 (Kursivierung wie im Original).

4 Bei einer ausführlicheren Reflexion müsste der Weltbegriff genauer geklärt werden – zumal renommierte Positionen dafür stehen, dass es „die Welt nicht gibt“. Vgl. *Markus Gabriel*, Warum es die Welt nicht gibt. Berlin ⁵2013.

5 *Andreas Ziemann*, Zur Philosophie und Soziologie der Situation – eine Einführung. In: *ders.* (Hg.), Offene Ordnung (wie Anm. 2), 7–18, 8 (Kursivierung wie im Original).

6 *Joachim Fischer*, Die Situationstheorie der Philosophischen Anthropologie. Ein Durchbruch zur Wirklichkeit. In: *Ziemann*, Offene Ordnung (wie Anm. 2), 63–80, 71.

7 *Helmuth Plessner*, Lachen und Weinen. Eine Untersuchung der Grenzen menschlichen Verhaltens (Erstausg. 1941). In: *ders.*, Philosophische Anthropologie. Frankfurt a.M. 41970, 11–171, 140.

8 A.a.O., 143.

9 A.a.O., 170.

10 So wird körperlicher Schmerz wahrgenommen als „eine in bodenlose Tiefe einstrudelnde Gewalt“ (a.a.O., 143).

11 A.a.O., 155.

12 *Christiane Brosius/Axel Michaels/Paula Schrode*, Ritualforschung heute – ein Überblick. In: *dies.* (Hg.), Ritual und Ritualdynamik. Schlüsselbegriffe, Theorien, Diskussionen (UTB 3854). Göttingen/Bristol 2013, 7–24, 15 (*Hervorhebung* S.W.). – Vgl. den genannten Sammelband für erste Einblicke in die mittlerweile unüberschaubar gewordenen ritualtheoretischen Diskurse.

13 *Plessner*, Lachen oder Weinen (wie Anm. 8), 144.

14 A.a.O., 144f.

15 Vgl. z.B. *Hans Joas*, Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums. Freiburg i. Br. ²2013.

16 Vgl. *Benedikt Kranemann*, Liturgie in der Perspektive der Anderen. Aufbrüche in die Zukunft des Gottesdienstes aus katholischer Perspektive. In: *Hanns Kerner* (Hg.), Aufbrüche. Gottesdienst im Wandel. Leipzig 2010, 129–148, hierzu bes. 144–147; *ders.*, Liturgy in a Pluralistic Society, in: *Worship* 87 (2013), 414–428.

17 *Wolfgang Vögele*, Zivilreligion, Katastrophen und Kirchen (EZW-exte 189). Berlin 2007, 4f.

18 Siehe u.a. den Bericht über die Tagung „Trauer und Gedenken nach Großkatastrophen – das Miteinander von Kirche und Staat bei Trauerfeiern“

(05.-06.07.2018) unter: <https://www.domradio.de/themen/seelsorge/2018-07-08/erfurter-theologen-erforschen-gedenkfeiern-nach-katastrophen> (letzter Aufruf: 12.10.2018).

- 19 Vgl. u.a. *Jochen Arnold* u.a. (Hg.), Gottesdienste und religiöse Feiern in der Schule (ggg Bd. 27), Leipzig 2015, darin bes. *ders.*, Dialog und Feier im multireligiösen Kontext – Eine theologisch-liturgische Hermeneutik, 125–142; *Alexander Saberschinsky*, Schulliturgie in postkonfessionellen und interreligiösen Zeiten. In: Pastoralblatt 67 (2015), 294–301. – Kirchenoffiziell sind – neben *Nostra Aetate* – u.a. zu beachten: *Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers* (Hg.), „Warum beten wir eigentlich nicht zusammen?“. Gottesdienste und religiöse Feiern im multireligiösen Schulkontext. Hannover 2007; *Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz* (Hg.), Leitlinien für multireligiöse Feiern von Christen, Juden und Muslimen. Eine Handreichung der deutschen Bischöfe (Arbeitshilfen 170). Bonn 2003; 2., überarb. u. aktual. Auflage 2008: Leitlinien für das Gebet bei Treffen von Christen, Juden und Muslimen.
- 20 Vgl. *Paul M. Zulehner*, Ritendiakonie. In: *Benedikt Kranemann/Thomas Sternberg/Walter Zahner* (Hg.), Die diakonale Dimension der Liturgie (QD Bd. 218). Freiburg – Basel – Wien 2006, 271–283; *Karl-Heinrich Bieritz*, Einladung zum Mitspielen. Riten-Diakonie und Ritualtheorie: Anregungen und Einwürfe. In: a.a.O., 284–304.
- 21 Vgl. *Kristian Fechtner/Thomas Klie* (Hg.), Riskante Liturgien. Gottesdienste in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit. Stuttgart 2011.
- 22 Vgl. *Klemens Richter*, Liturgie und Diakonie. In: *Giancarlo Collet* u.a. (Hg.), Liebe ist möglich, und wir können sie tun. Kontexte und Kommentare zur Enzyklika „Deus caritas est“ von Papst Benedikt XVI. Berlin 2008, 165–178, bes. 172f.
- 23 *Plessner*, Lachen oder Weinen (wie Anm. 8), 144.
- 24 Vgl. Winter, Herausforderung (wie Anm. 2).
- 25 *Karl-Heinrich Bieritz*, Perspektiven der Liturgiewissenschaft. In: *Irene Mildenerger/Wolfgang Ratzmann* (Hg.), Liturgie mit offenen Türen. Gottesdienst auf der Schwelle zwischen Kirche und Gesellschaft (Beiträge zu Liturgie und Spiritualität 13). Leipzig 2005, 9–30, 29f.

Leserbrief

Zu: Auf ein Wort. Werner Kallens Gedichte „Unter abgeräumtem Himmel“

Ich finde es inspirierend, dass das „Pastoralblatt“ Gedichte von Werner Kallen (Unter abgeräumtem Himmel. Gedichte, Würzburg 2017) abdruckt. Seine Gedichte sind eine Schulung der Sprachsensibilität ganz nach dem Motto von Ferdinand Pessoa: „Es gibt eine Gelehrsamkeit erworbenen Wissens ... Es gibt aber auch eine Gelehrsamkeit der Sensibilität.“

Die Sprache, in der wir uns verständigen, ist in der Regel so selbstverständlich, dass man häufig nicht weiter über sie nachdenkt. Für die Theologie und für die Kirche ist es jedoch von besonderer Bedeutung, in welchem Stil sie spricht, wie sie vom Menschen spricht, wie sie mit heiligen Dingen umgeht, sie in Worte kleidet.

Die Art der Sprache ist ein Ausdruck dafür, in welchem Verhältnis ich zu dem stehe, was ich mit meinen Worten formuliere. Entsprechend können wir eine soziologische, eine politische und eine religiöse Sprache unterscheiden. Es ist es auffällig, dass in vielen kirchlichen Sprachspielen eine Sprache üblich geworden ist, die der Wissenschaftssprache, der Alltagspsychologie oder dem Marketing entstammt. Von einer spezifischen Klientel ist die Rede, von niederschweligen Angeboten, von unterschiedlichem Publikum der Gottesdienste und von Verbesserungen im Service. Die eigene Marke, das gesellschaftlich Akzeptierte und das Kerngeschäft sollen profiliert werden. Als eine Art religiöser Serviceagentur wird die Kirche in Konkurrenz zu anderen Dienstleistern positioniert. Sind religiöse Menschen nur noch potentielle Kunden?

Eine Sprache, die ihre Anleihen aus der Poesie nimmt, wird anders sprechen, das zu Benennende bekommt einen Atem. Die Gedichte von Werner Kallen – er ist Pfarrer in Aachen und hat über Dietrich Bonhoeffer

promoviert – machen deutlich, dass er sich seine Sprache in der Schule der Poesie holt. Sie bewirken Blickveränderungen, sind Sehhilfen. Seine Sprache ist nicht vollmundig, sondern kommt aus dem Schweigen ganz nach dem Motto von Reiner Kunze: „um der eigenen mitte willen sich zur seite schweigen“. Es ist eine Sprache, die Metaphern benutzt. Denn die Metaphern sind das Schöpfungsgerät Gottes, das er in jedem von uns zurückgelassen hat (Ortega y Gasset).

Der Mensch ist ein Wesen des Geheimnisses, deutlich wird das auch im Sterben. Gerade dort, wo alles zu vergehen scheint, reicht die Hoffnung über den Augenschein hinaus. Der Mensch ist mehr als er ist: „wir hoffen/auch am ende /hoffen wir /zu eng ist/ der sarg /für das, // was in uns ist“ (66).

Der Gedichtband von Werner Kallen regt zur Meditation an. Er gibt auch Zeugnis von einem sprachsensiblen Pfarrer. Für die Lektüre gilt das Eingangsmotto des Bandes: „Der du dies liest, gib acht: denn sieh, du blätterst einen Menschen um“ (Gertrud Kolmar).

Prof. Dr. Erich Garhammer, Würzburg

Literaturdienst

Martin Patzek: Dich, Gott, loben Raum und Zeit. Meditationen zu Liedern mit begleitenden Bildern von Egon Stratmann. Gelsenkirchen 2017, Broschiert, 128 S., 10,90 Euro, ISBN 978-3981864625

Martin Patzek (*1944), Priester im Bistum Essen, schrieb für das Neue Ruhr Wort (die unabhängige „Kirchenzeitung“ im Bistum Essen) Meditationen zu Liedern des Neuen Gotteslob. 38 davon (alle zu Liedern aus dem Stamnteil) sind in dem vorliegenden Büchlein gesammelt.

Zu jedem der Lieder hat Künstler Egon Stratmann (*1936) ein von ihm geschaffenes Bild ausgewählt, das der meditativen Betrachtung der Lieder hilfreich sein kann.

Patzek geht – mehr oder weniger intensiv – auf Text und Melodie und auf die Musik- bzw. Textautoren des jeweiligen Liedes ein. Seine Intention ist es, in der Musik und in den Texten der Lieder, aber auch „in der Lebenswelt“ „früherer und ... heutiger Dichter und Komponisten“ „die Geistesgegenwart Gottes“ zu erspüren. Die „caritative Diakonie“ führt „zur Verkündigung und zur Feier der Sakramente“. „Die gefeierte Vergangenheit im Gotteslob verweist nach vorn. Gutes tun ist die Signatur für praktisches Christentum“ (Zitate aus der „Gebrauchsanweisung des Autors“).

Diesen Blick richtet Patzek auf die von ihm besprochenen Lieder. So nimmt er immer wieder biblische Bezüge wahr, weist auf Theologisches oder Caritatives hin. Und man erfährt Interessantes: Hätten Sie gedacht, dass ein Professor für Fundamentaltheologie Text und Musik von „Herr, du bist mein Leben“ (GL 456) geschrieben hat? (Leider verschweigt uns die Quellenangabe unter dem Titel hier den Übersetzer Christoph Biskupek. Bei GL 378 fehlt diese Quellenangabe übrigens ganz, bei GL 273 ist sie leider völlig falsch. Aber das liegt ja nicht in der Verantwortung des Autors, sondern eher beim Lektorat...) Und wussten Sie, dass „Wenn das Brot, das wir teilen“ zum Todestag der Hl. Elisabeth im November 1981 komponiert wurde? Übrigens mit Synkopen! Anfang April 1982 schon gab der Kölner Bischofsvikar Hubert Luthe die Druckerlaubnis für das „graue Düsseldorf Katholikentagsheft 1982“, wo wir das Lied finden. Ohne Synkopen ...

Durch die Übernahme der Texte aus der Erstveröffentlichung im Neuen Ruhr Wort wiederholen sich ggf. die Lebensdaten der Autoren, das wirkt ab dem dritten Mal etwas ermüdend. Dennoch wird man jede Meditation mit Gewinn lesen. Für das Nachwirken sollte man sich etwas Zeit nehmen. Vielleicht ist das der Zeitpunkt, an dem die Bilder ins Spiel kommen.

Insgesamt möchte ich das Buch gerne empfehlen: Zum Selberkaufen sicher auch, aber vielleicht noch mehr zum Verschenken. Ich kann mir gut vorstellen, dass es (nicht nur an Weihnachten) jedem Empfänger, der eine Affinität zur Kirchenmusik hat, Freude bereitet.

Michael Koll

Liborius Olaf Lumma, Die Komplet. Eine Auslegung des römisch-katholischen Nachtgebets. Regensburg 2017, 240 S., ISBN 978-3791728780.

„Gönnen Sie sich die Wohltat der Komplet!“ Mit diesem Zitat von Heinrich Rennings, der seinerseits einen „kleinen Kommentar zum Nachtgebet“ 1995 geschrieben hat, eröffnet Verf. seine eigene Auslegung der Komplet. Allerdings ist es kein „kleiner Kommentar“, sondern die liturgiewissenschaftliche Frucht eines Habilitationsverfahrens. Gleichwohl handelt es sich schwerpunktmäßig um eine Auslegung der römisch-katholischen Komplet in ihrer heutigen Gestalt. So findet der Leser in erster Linie einen fundiert-theologischen Kommentar zu den Elementen der Komplet, wie sie im aktuellen Stundenbuch enthalten ist, freilich nicht ohne die Erläuterung der geschichtlichen Hintergründe, wo es zum Verständnis der heutigen Form beiträgt. Als Habilitationsschrift ist die Veröffentlichung natürlich fachlich liturgiewissenschaftlich ausgerichtet, doch man liest sie auch mit geistlichem Gewinn für die eventuell gegebene eigene Gebetspraxis. Die Leser einer Rezension innerhalb des Pastoralblattes wiederum wird v.a. interessieren, welche Erkenntnis in pastoraler Hinsicht Verf. anzubieten hat, die hier (anstelle einer umfassenden Würdigung des Werkes) genannt seien.

Mit Blick auf den einzelnen Beter ist vorab festzuhalten, dass die Komplet ursprünglich ihren Platz unmittelbar am Übergang zum Schlafen, gewissermaßen auf der Bettkante, hatte. An dieser Schwelle drückt das Gebet v.a. das Vertrauen auf Gott aus, deutet aber auch den Schlaf auf den Tod hin und blickt auf die Auferstehung. Am Ende des Tages einen Rückblick und eine Gewissenserforschung zu halten, ist naheliegend und sinnvoll, sollte aber die primären Inhalte nicht verdrängen. Damit die Komplet in diesem Sinne fruchtbar ist, ist eine gewisse Regelmäßigkeit und Konstanz im Gebet der Komplet hilfreich, aber es wäre mit Verf. auch zu überlegen, ob man auf Elemente verzichten kann, die der späteren Tradition des gemeinschaftlichen Gebets entlehnt sind (z.B. Responsorium oder Hymnus).

Entgegen ihrer Ursprünge hat die Komplet sich zunehmend als gemeinschaftliches Gebet etabliert – und zwar im Mönchtum schon in der Mitte des ersten Jahrtausends. Dass sie auch im Gemeindekontext eine große Rolle spielen kann, war zur Zeit der

Liturgischen Bewegung des frühen 20. Jahrhunderts zu beobachten, als sie sich großer Beliebtheit erfreute. Bisweilen – sei ergänzend bemerkt – finden sich auch gegenwärtige Beispiele, wie z.B. die Jugendkomplet in Siegburg (Erzbistum Köln). Sollte die Komplet nicht regelmäßig gebetet werden, so dass ein Wechsel der Psalmen nicht naheliegt, empfiehlt Verf. die klassischen Psalmen 4, 90 (91) und 133 (134). Außerdem empfiehlt er – in Absetzung von der Vesper – den Charakter als Nachtgebet zu verdeutlichen, etwa durch die Raumgestaltung (Dunkelheit, Kerzenschein). Die Textbetrachtung, die in der Komplet im Vordergrund steht, kann mittels eines flüssigen und ruhigen Gesangs gefördert werden. Insgesamt ist die Komplet keine feierliche Liturgie, so dass man auf Paramente verzichten sollte, Ambo für Kurzlesung und Altar für Segen nicht nutzt und eventuell statt des Hauptraumes der Kirche einen Seitenraum oder die Krypta wählt. Kap. 14.5 enthält einen Revisionsvorschlag zur Komplet; auch wenn diese offiziell nicht ansteht, können die Vorschläge als Anregung für die Gestaltung der Komplet in der Gemeinde verstanden werden. Was dabei in ökumenischer Hinsicht zu beachten ist, kann zuvor in Kap. 13.3 gelesen werden.

Alexander Saberschinsky

Marion Behrendt-Höhne, Bettina Donath-Kress, Beatrix Hillermann, Hans Russmann: Spirituelle Begleitung. Befähigungskurs für Mitarbeitende in der Hospiz- und Palliativversorgung – ein Curriculum. Esslingen 2018, 135 S., 29,99 Euro. ISBN: 978-39465270901,

Zugegeben: 30 Euro für 135 Seiten Curriculum sind viel Geld. Um es vorwegzunehmen: Die Investition lohnt sich.

Vier Autoren (eine Ärztin und Theologin, eine evangelische Pfarrerin, eine Diplomtheologin und ein katholischer Pfarrer) mit langjähriger Erfahrung in der Hospiz- und Palliativarbeit und zusätzlichen Qualifikationen beschreiben in dem Buch das Curriculum eines Kurses, der sich in der Praxis bereits bewährt hat.

Das Werkbuch ist übersichtlich und gut nachvollziehbar in 6 Kapitel gegliedert. Das 7. Kapitel bietet 15 Anlagen und Materialien, die für die spirituelle Begleitung in der Hospiz- und Palliativarbeit in einzelnen Themenblöcken genutzt werden können. Ein kleines Literaturverzeichnis bietet Vertiefung, überfordert aber nicht. Vorangestellt sind dem Büchlein drei Geleitworte.

Kapitel 1 gibt Auskunft über die Entstehung des Kurses. Die spirituelle Begleitung in der Hospizbewegung, Spiritual Care als integrativer Bestandteil von Palliativ Care und die Situation im Palliativnetzwerk

Aachen, aus dem sich der Kurs entwickelt hat, werden hier skizziert. Leider bleiben der Impuls und die Idee des Befähigungskurses hier nur an der Oberfläche. Ich hätte mir an dieser Stelle eine etwas tiefere theoretische und spirituellere Gründung gewünscht.

Kapitel 2 geht der Frage nach, welche Ziele der Befähigungskurs erreichen will. Fünf Überschriften und eine jeweils kurze Erklärung der Ziele werden an dieser Stelle fokussiert. Bewusstmachen der eigenen spirituellen Ressourcen, Sensibilität für unterschiedliche Spiritualitäten wecken, Sprachfähigkeit fördern, Ritualkompetenz entwickeln, eigene Tragfähigkeit und eigenen Halt stärken sind die Themen des Kapitels, die m. E. den Nagel auf den Kopf treffen.

In Kapitel 3 wird der Kursaufbau beschrieben. Die Zugangsvoraussetzungen, der Zeitrahmen, die Teilnehmerzahl und die zeitliche Struktur des Kurses werden in den Blick genommen.

Die Kursinhalte sind Gegenstand des Kapitels 4. Der Kurs besteht aus insgesamt neun Themenblöcken. Zu jedem Themenblock erfolgt eine kurze Einführung und die Darstellung der Methodik. Am Ende der jeweiligen Themenblöcke wird über die Erfahrung der Teilnehmenden berichtet. Für jeden Themenblock ist die Anzahl der Unterrichtsstunden angegeben. In jedem Themenblock wird auf die Anlagen und Materialien hingewiesen, die jeweils nützlich sein können. Hinter jedem Themenblock ist Raum für eigene Notizen. Für die Einführung und die Methodendarstellung vermisste ich auch hier etwas mehr theoretischen und spirituellen Hintergrund. Da das Curriculum in seiner äußeren Erscheinungsform aber als Collegenblock überzeugend daherkommt und Raum für eigene Notizen lässt, hoffe ich bei Neuauflagen, die ich dem Curriculum und den Autoren wünsche, auf theoretische und spirituelle Ergänzung.

Kapitel 5 lässt einige Kursteilnehmende mit kurzen Erfahrungsberichten zu Wort kommen, nachdem sie die im Kurs gemachten Erfahrungen bereits in der Praxis anwenden konnten.

In Kapitel 6 werden Beispiele für die Weiterarbeit genannt. Ein Oasentag und eine spirituelle Feier für alle Mitarbeitenden im palliativ-hospizischen Dienst stehen dabei im Vordergrund.

Fazit: Spirituelle Begleitung ist integraler Bestandteil der ganzheitlichen Begleitung von Sterbenden und Trauernden. Dieser Satz müsste eigentlich eine Binsenweisheit sein. Ist er aber nicht. In vielen Krankenhäusern und Seniorenheimen spielt die spirituelle Begleitung keine oder nur eine marginale Rolle. Das Curriculum bietet einen Beitrag zur „Selbstverständlichkeit“ dieser spirituellen Begleitung. Die Zielgruppe des Befähigungskurses sollte daher erweitert werden. Mitarbeitende in Krankenhäusern, Seniorenheimen, Mitarbeitende von Bestattungsunternehmen, pastoral Mitarbeitende, pflegende Angehörige, ... wären m. E. solche Zielgruppen.

Das Werkbuch bietet eine profunde Einführung in

die Befähigung zur spirituellen Begleitung von Sterbenden und Trauernden. An einigen Stellen vermisste ich ein wenig mehr Tiefgang (siehe oben).

Ich wünsche dem Büchlein viele interessierte Leserinnen und Leser und dem Befähigungskurs, der am Bildungswerk Aachen angeboten wird, viele Teilnehmende.

Den Sterbenden den Schrecken und die Angst vor Sterben und Tod zu nehmen und die Trauernden zu trösten, sind zwei der vornehmsten Dienste, die wir (noch Lebenden) leisten dürfen.

Bruno Ortmanns

Christian Lehnert: Der Gott in einer Nuß. Fliegende Blätter von Kult und Gebet. Berlin 2. Auflage 2017, 237 S., 16,99 Euro, ISBN 978-3518425862.

Dieses merkwürdige (im wortwörtlichen Sinne) religiöse Buch scheint irgendwie in eine ruhelose Zeit gefallen. In eine Zeit, in der Religiöses naturwissenschaftlich als große Täuschung entlarvt zu sein scheint und Profanes quasi-religiöse Züge bekommt. In eine Zeit, in der hektische Kommunikation in sogenannten sozialen Medien jegliche Muße zu zerstören droht. Tatsächlich wie unzusammenhängende Blätter hebt man als Leser quasi diese vom Boden auf und liest seelsorgliche Erlebnisse eines Dorfpfarrers, hoch theologische Spekulationen über Gott und Kritisch-Liebenswertes über die Liturgie.

Letztere (der Autor ist Liturgiewissenschaftler) wird als nicht mehr notwendig bezeichnet in dem Sinne, dass mit liturgischen Ritualen kein furchteinflößender Gott mehr besänftigt werden muss, wie dies in früheren Zeiten der Fall gewesen sei, sondern dass Liturgie freies Spiel in der Gegenwart Gottes ist. Dies erklärt auch, warum sich auf dieses Spiel nicht mehr viele Menschen einlassen: weil es so zweckfrei ist. Zwar verbringen viele Menschen heute ihre Freizeit mit (Computer-)Spielen. Die sind aber nicht zweckfrei, sondern man kann durch sie ein höheres Level erreichen, wenn man gut genug ist. So dachte man früher im Grunde auch von Frömmigkeitsübungen bis hin zum Ablasswesen. Heute aber gebe es beim liturgischen Spiel nichts zu gewinnen, außer vielleicht eine mystische Versenkung und Leere, die der hohen Leere einer Kirche entspricht oder ein ichauflösendes Gemeinschaftsgefühl der Mitsingenden und Mitbetenden. Dies ist eine Entlastung für alle, die solche Gottesdienste vorbereiten und durchführen, weil diese Haltung befreit von Leistungsgedanken.

Einerseits. Andererseits fordert eine solche Sicht auch heraus, eine Liturgie zu feiern, die ästhetisch modern, d.h. zurückgenommen und inhaltlich unpädagogisch ist. Dies ist in der Tat eine zugegebenermaßen nicht ganz leichte Aufgabe für Liturgiefeiernde und Predigende. Und mitunter schwere Kost

für die Teilnehmenden, die manchmal auch durchlit-
ten werden müsse, so der Autor.

Die theologischen Gedanken Lehnerts haben es
darüber hinaus in sich – und dies macht das Buch
auch zu einem lesenswerten Buch für denkend Glau-
bende, das einem kritischen Verstand zugänglich ist.
Ein Beispiel: Im Begriff „Gott“ sei der eingeschlossen,
der ihn zu Gott mache, „indem er ihn anbetet bzw.
ihm opfert. Ein ‚Gott‘ ist nicht an sich ‚Gott‘, sondern
er wird es durch den Menschen.“ Auch dies kann ein
Trost sein für jene in den verfassten Kirchen und
Religionen, die angesichts leerer Kirchen resigniert
haben und deren Missionseifer mit Appellen arbei-
tet. Dabei ist es immer das Individuum, das sich ent-
scheidet, Gott anzunehmen als letzte Instanz seines
Bewusstseins und Referenzpunkt seiner eigenen ihm
angemessenen menschlichen Demut – die Grundlage
christlicher Anthropologie schlechthin.

Manches bleibt dem Leser aber auch geheimnisvoll
und unverständlich. Manchmal muss man auch resi-
gnieren vor allzu spekulativen mystischen Gedanken
und auch skurrilen Geschichten, die dann wie aus
einem Traum in diese Zeit gefallen zu sein scheinen.
Aber diese manchmal auftretende Ratlosigkeit wird
wettgemacht durch eine wunderbar poetische Spra-
che, die wohlüberlegt, sich aber ganz sanft zu Wort
meldet. Nicht zufällig sind dem Autor schon einige
wichtige Literaturpreise für Gedichte und Essays ver-
liehen worden.

Bemerkenswert ist auch, dass Lehnert die Grenzen
zwischen evangelischer und katholischer Liturgie
verwischt, mit einer spürbaren Affinität zur katho-
lischen Liturgie. Und es verschwinden die Grenzen
zwischen „religiös“ und „profan“, zwischen „Wort
Gottes“ und „Poesie“. Hier entfaltet einer ein Pano-
rama eines sich vollziehenden Glaubens, der weniger
ein Bekennen als ein Leben ist. Wieder ein merkwür-
diger, aber theologisch sehr moderner Gedanke.

Dies alles ist nicht immer leichte Kost, aber, viel-
leicht in kleinen Etappen genossen, eine wunderbare
Verlangsamung, ein Eintauchen in eine andere, aber
immer auch die gegenwärtige Welt – kurz – ein Le-
segenuß der besonderen Art.

Andreas Heek

**Stephan Wahle: Die stillste Nacht. Das Fest der
Geburt Jesu von den Anfängen bis heute. Freiburg
2018, 223 S., 25,00 Euro, ISBN 978-3451388040.**

Noch ein weiteres Buch in der inflationären Flut
der Weihnachtsliteratur? Ja, es geht um Weihnach-
ten. Nein, es handelt sich um keine weitere Zusam-
menstellung von besinnlichen Texten, Gedichten und
Liedern zur Weihnacht. Vielmehr erhält man eine
umfassende Darstellung und Erklärung des Weih-
nachtsfestes in Geschichte und Gegenwart – und

zwar auf hohem theologischem Niveau. Denn bei
dieser Publikation handelt es sich um eine kompakte
und überarbeitete Ausgabe der Habilitationsschrift
des Autors, der als außerplanmäßiger Professor an
der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. lehrt
und forscht. Und tatsächlich gelingt es ihm, die In-
halte durchweg verständlich darzulegen und doch
zugleich am theologischen Anspruch seiner Ausfüh-
rungen keinerlei Abstriche zu machen. Im Einzelnen
werden folgende Facetten beleuchtet: die biblischen
Zeugnisse der Geburt Jesu, die (nachbiblischen)
historischen Ursprünge des Weihnachtsfestes, die
deutsche Weihnachtskultur, Rituale am Heiligabend
und die heutige Praxis in Glauben, Kultur und Ge-
sellschaft.

Die theologische Zugangsweise auf das Thema
bringt es mit sich, dass das Buch nicht davor zurück-
scheut, landläufige Vorstellungen zum Weihnachts-
fest zurechtzurücken. Beispielfhaft sei auf die Aus-
führungen zu den biblischen Kindheitsgeschichten
verwiesen: Nachdrücklich wird dargelegt, dass die
biblische Weihnachtsgeschichte weder der Ursprung
des Christentums ist noch sich als historischer Be-
richte über den Hergang der Ereignisse versteht.
Ausgangspunkt des Christentums ist die Ostererfah-
rung. Konsequenterweise enthalten die frühen bibli-
schen Zeugnisse keine Hinweise auf die Geburt Jesu.
Erst die späteren Evangelisten Lukas und Matthäus
sprechen davon, aber im Rückblick vom österlichen
Standpunkt aus, indem sie die Osterfahrungen in das
Geburtsgeschehen eintragen: Wenn Jesus Christus
sich an Ostern als der Erlöser und Heiland erweist,
dann ist auch bereits das Kind Jesus der Christus.
Von diesem Glauben wollen die biblischen Weih-
nachtstexte Zeugnis geben.

Wegweisend ist das zu besprechende Buch auch
in der Analyse und Deutung der heutigen Rolle des
Weihnachtsfestes: Nicht nur leben die Christen als
„Weihnachtschristen“ mehr aus der dichten weih-
nachtlichen Gefühlswelt anstatt aus der österlichen
Mitte von Tod und Auferstehung, sondern das Weih-
nachtsfest selbst ist längst gesellschaftlich so tief
verankert, dass es paradoxerweise, aber offenbar
auch ganz gut, ohne Rückbindung an das Christen-
tum existieren kann. Einer vorschnellen Kommerzia-
lisierungsschelte setzt der Autor eine differenzierte
Beobachtung entgegen: Weihnachten ist nicht nur
Idyll, sondern thematisiert die urmenschliche Erfah-
rung der Fragilität des Lebens und gibt vor diesem
Hintergrund der Sehnsucht nach Friede und Glück
Raum. Doch wo kann die christliche Botschaft auf-
leuchten, obwohl Weihnachten ein allgemein-ge-
sellschaftliches und vom kirchlichen Christentum
oftmals losgelöstes Fest geworden ist? „Es ist kein
Wissen, mehr eine Ahnung, dass ein Mensch gewor-
dener Gott, wie ihn die Kirche an Weihnachten fei-
ert, für den Menschen das Glück schlechthin bedeu-
ten würde“ (S. 185).

Alexander Saberschinsky

Auf ein Wort

Schmerzliche Weihnachten

Als ER beschloss die große Wende,
begab im SOHN sich in der Menschen Hände,
beschlossen sie alsbald, dass ER verschwände.
Herodes trachtete zuerst, wie er den Neugebor'nen fände.

Dann gab es andre, fromm oder loyal sich dünkende Verbände,
die schließlich, zu dem Preise einer Judas-Spende,
DEN, dem einst im Tempel und später
auf dem Esel galt die Beifallsspende,
am Kreuze hängten – wahrscheinlich ohne Tüchlein
um die Lende.

Weihnacht ist der Anfang nur von diesem Ende,
das allerdings gefolgt von einer neuen Wende:
des Todes Wandlung in das Leben –
ein Leben ohne Ende.

Gott begibt sich immer noch in unsre Hände
– mit jedem Menschen, dass er unsre Liebe fände.
Doch allzu oft, im Schutze stummer Wände,
entflamten furchtbare Gewaltenbrände,
zerstörten Kinderseelen; zurück blieb Golgotha-Gelände.

Ach, dass doch jene weihnachtliche Wende
– dass Gott begibt sich in der Menschen Hände –
frei von allem Wort-Geblende
die IHM gemäße Antwort fände.

Gunther Fleischer

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E